Glück!

Glück!

Roman aus der heutigen Gesellschaft

von

Boris von Bielsky.

Sieh her mein Sohn, welch' eitles Ding es ist
Um jedes Gut Fortunens, das die Leute
Zum Kampfe reizt und zu Gewalt und List.
— — — — — — — — — — — — —
Nie haben Stillstand ihre Wechselstreiche.
So macht sie, von Nothwendigkeit geplagt,
Aus Reichen Arme, dann aus Armen Reiche.

Dante.

Berlin.
Verlag von Carl Ulrich & Co.
1891.

Druck von Dobrzynski & Walter in Berlin.

Erstes Kapitel.

„Palzow ist verliebt!“ sagte der hübsche Lieutenant von Buchenau hell auflachend, und alle Kameraden brachen in laute Heiterkeitskundgebungen ob dieser Bemerkung aus. „Sonst soll der Teufel seine plötzliche Veränderung begreifen!“

„Wäre schade um ihn!“ brummte Moorbach, der Dicke, in seinem Bierbaß. Dann stimmte er, vom Genusse seiner Lieblingsmarke begeistert, in den falschesten Tönen an: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang . . . schon wahr, schon wahr! aber nur in schmackhafter Abwechslung. Es lebe der Junggesellenstand!“

„Er lebe hoch!“ scholl es im Chor, und darein mischte sich der grelle Klang gegeneinander gestoßener Gläser.

„Nun, Palzow“, fragte der kleine Kronberg, „warum verharren Sie allein in düsterm, feierlichem Schweigen?“

Der Geneckte stand ärgerlich auf, so daß sein Stuhl mit Geräusch zu Boden fiel.

„Laßt mich doch zufrieden, wenn mir Eure rüden Scherze nicht gefallen!“

„Rüde? — hoho! hoho!“

„Vergebt ihm, er weiß nicht, was er redet!“ beschwichtigte Buchenau. „Setzen Sie sich nur wieder, Palzow, jetzt geht's ans Macao.“

„Als ob Ihr nicht wüßtet, daß ich mich an dem verwünschten Spiele nicht betheilige!“

„Hört! hört! der Fall ist neu. Palzow, — was hat das unglückselige Weib aus Dir gemacht!“

„Wenn man nur wenigstens wüßte, wer sie ist! Kommen Sie, Palzow, sein Sie wieder der alte, famose Kamerad und erzählen Sie uns die Geschichte.“

Herr von Palzow machte indeß keine Miene, dieser Aufforderung zu willfahren. Er war eben im Begriffe, nach Paletot und Mütze zu greifen.

„Laßt ihn doch in Ruhe!“ tönte wieder die schwere Stimme Moorbach's. „Seht Ihr denn nicht, daß er es eilig hat?“

„Viel Vergnügen! viel Vergnügen!“ rief dem Davoneilenden ein lauter, lachender Chor nach.

Heinz von Palzow verließ voll Widerwillen die alte Stammkneipe, wo er früher Abend für Abend beim Wein und bei den Karten verbracht und sich äußerst wohl und vergnügt dabei befunden hatte.

Jetzt war Alles anders. Die Kameraden schienen ihm

in ihrer Lustigkeit roh und witzlos. Er fand seine kleine Kavalleriegarnison öde und eintönig und malte sich aus, welch ein Glück es sei, in diesen Verhältnissen ein gemüthliches Heim, eine reizende, kleine Frau zu besitzen . . . diese kleine Frau nahm auch gleich eine ganz deutliche Gestalt in seinen Gedanken an, — denn die Kameraden hatten wirklich Recht: Heinz von Palzow war verliebt!

Während er, in Erinnerungen versunken, den Heimweg antrat, zauberte seine Phantasie in den täuschendsten Farben süße Bilder der Vergangenheit vor sein geistiges Auge.

Die kalte Nacht eines nordischen, verspäteten Winters, welcher, wie ein alter Geizhals, sich nicht entschließen kann, dem jungen Frühling sein Erbe von Sonnengold und Blüthenjuwelen zu übergeben, zerrann jetzt um ihn her, und die üppige Pracht der Riviera mit ihrer sonnigen Heiterkeit, ihren Blumen und fröhlichen Menschen stieg wieder vor ihm empor.

Wie schnell waren ihm die kurzen Wochen des Urlaubs in diesem Paradiese verstrichen! Zuerst freilich hatte er wenig Augen für die Reize der herrlichen Natur gehabt. Kaum auch, daß er beachtet hätte, wie die Blicke zierlicher, eleganter Damen zu ihm herüberflogen: denn Heinz war eine auffallende Erscheinung. Mitten in dieser Versammlung exotischer Gestalten verkörperte er das Vorbild des norddeutschen Cavaliers: ein offnes, lustiges Gesicht von seltener Schönheit und Regelmäßigkeit; die

Augen, fast Frauenaugen, groß und tadellos geschnitten, von dunkeln, langen Wimpern beschattet, hatten einen seltsam anziehenden, sanften und kecken Ausdruck; auf der Lippe ein langer, blonder, seidener, leichtgekräuselter Schnurrbart; das Haar ein wenig dunkler und etwas gewellt, sehr sorgsam bis wenige Centimeter über dem Nacken gescheitelt; eine große, auffallende Figur, sehr breit in den Schultern, sehr schlank in den Hüften; die übertrieben gerade Haltung und die leichte Steifheit im Nacken verriethen, trotz des sehr eleganten Civils, auf den ersten Blick die Gewohnheit, Uniform zu tragen. Er war ein Mann, der viele Freunde unter dem eigenen Geschlechte zählte und in Damenherzen Verwüstungen anrichtete, um so gefährlicher, als er selbst gegen die rächende Macht des Eros gefeit schien.

Freilich gab es auch Stunden, da seine Augen leuchteten und sein Herz heftiger, in fieberhafter Spannung schlug. Doch handelte es sich um ganz andere Dinge, als leichtes Liebesgetändel. Seine Tage verstrichen meist dort oben, in dem glänzenden Tempel Fortuna's, wo er der blechernen Stimme des Croupiers, wie einer priesterlichen Orakeloffenbarung, lauschte und im wollüstigen Banne des Zaubers lag, sich machtlos von der Hand des Schicksals hin- und hergeschleudert zu fühlen, jetzt ein kleiner Crösus und jetzt wieder so arm, wie der weise Diogenes.

Fast mit Gewalt mußte ihn eines Tages sein transleithanischer Freund, Szentafalvi, von hier losreißen, um ihn zur Theilnahme an einer glänzenden Blumenschlacht in Nizza zu veranlassen. Er ahnte nicht, daß sich mitten zwischen den glänzenden Equipagen mit ihrem Ueberfluß an bunten Blumen und flatternden Bändern, zwischen den lachenden, winkenden Schönheiten aller Zonen und Gesellschaftsklassen, den hinüber und herüber fliegenden Geschossen von Sträußen, Körbchen und Bonbonsäckchen, sein Verhängniß versteckt halte.

Da plötzlich wird sein Auge durch eine heranrollende Victoria gefesselt, einen wahren Frühlingstraum! Guirlanden von Farrenblättern, Hyacinthen und Veilchen umschlingen das zierliche Gefährt, das ein Paar edler Rappen, Blumenkränze um den stolzen Nacken, nur widerstrebend im Schritte vorüberziehen. In dem Wagen sitzen zwei Damen. Heinz bemerkt nur die Eine, die den Lenz verkörpert: ihr weißes Kleid ziert ein großer Veilchenstrauß, das liebliche Gesichtchen umrahmt ein breitrandiger, keck aufgekrämpter, schwarzer Federhut. Dieses Antlitz fällt nicht durch seine regelmäßige Schönheit auf: kaum daß es in dieser Versammlung der Reize aller Welttheile sonderlich bemerkt würde, wäre nicht eine so bezaubernde Anmuth, eine solche Jugendfrische, ein so süßer Ausdruck darüber ausgebreitet. Leichtes, braunes Gelock beschattet die Stirne; die sammetzarte Haut beschämt an Frische

die Apfelblüthe; ein unregelmäßiges Näschen, aber reizende blaue Augen; ein rundes Kinn und ein Mund, der den größten Zauber dieses allerliebsten Gesichtes bildet, ein Mund voller Schelmerei und Zärtlichkeit, und wenn er lächelt wie eben jetzt, so bildet sich ein tiefes Grübchen in der linken Wange.

„Wer ist das?“ stammelt Heinz, Szentafalvi's Arm krampfhaft pressend, und im selben Augenblicke nickte die Dame freundschaftlich und wiederholt, und ein mit Veilchen und Narzissen verziertes Tambourin fällt in seinen Schooß.

„Verzeihung, das galt mir wohl!“ sagt der Ungar und versucht, dem Freunde seine Beute zu entreißen, welche dieser indessen siegreich vertheidigt.

„Wer war das?“ drängt Heinz.

„Jesus, was Sie für einen Spektakel wegen der beiden Frätzchen machen! Solche laufen bei uns in Budapest dutzendweis über die Straße. Mein Gott, ja, ganz hübsche Weibchen, die Gräfin Hochstein nnd mein Cousinchen, die kleine Wilmaczek!“

„Stellen Sie mich vor, bester Szentafalvi, und ich bin Ihr Schuldner für Zeit und Ewigkeit!“

„Na, na, kann schon geschehen! Und wirklich ein lieber Kerl von einem Mädel, ein Herz von Gold! Und eine gute Partie, Palzow — kein Vater mehr und in ein paar Jahren mündig.

„Warum heirathen Sie sie denn nicht selbst, mein Lieber!“

„Es ist halt eine dumme Geschichte ums Heirathen! Erstens will Einen nicht Jede. Zweitens ist's immerhin ein verfluchtes Risico, und ich denk', 's bleibt Einem immer noch Zeit genug, bis man sich aufhängt!“

Er lachte laut, und Palzow lachte mit aus Höflichkeit, aber sein ferneres Interesse an dem bunten Feste war dahin.

Zweites Kapitel.

Von da ab desertirte Heinz endgiltig aus den Spielsälen Monte Carlo's. Seine Leidenschaft war anderweitig gefesselt, seine Träume mit andern Wünschen ausgefüllt. Der verwegene Spieler setzte dieses Mal sein ganzes Lebensglück als Einsatz auf die Herzdame.

Man sah ihn jetzt nur noch in Begleitung Frau von Wilmaczeck's und ihrer Tochter. Erstere, eine Frau mit großen Ansprüchen noch auf Jugend und Eleganz, im Uebrigen eine vollendete Weltdame von unglaublicher Flachheit, hatte ihn aufs Liebenswürdigste in den Kreis von Freunden und Verehrern gezogen, welcher die beiden Frauen umschwärmte.

Sie schien es gar nicht zu bemerken, daß der aufmerksame, schöne Cavalier, der ihr banale Artigkeiten zuflüsterte, eigentlich nur noch im Anblick ihrer Tochter aufgehe und seine ganze Liebenswürdigkeit zu Hilfe rufe, um das Glück seiner Zukunft von dieser zu erringen,

in ihr die Natur ahnend, welche die seinige zu ergänzen geschaffen sei. Indessen bewegte eine süße Verwirrung das Herz des jungen Mädchens: es erschloß sich der wonnigen Melancholie, den erschlaffenden Träumereien, der räthselhaften Unruhe einer ersten Liebe. Noch war kein Wort zwischen ihnen gefallen; aber in den glühenden, sprechenden Blicken des Offiziers las Fräulein Josefa von Wilmaczek das Geständniß, vor welchem ihre Lider sich schwer über die Augen senkten und ihr Blut die zarten Wangen überfluthete.

Pfeilschnell verflog ihnen die Zeit in diesem berauschenden, jugendlichen Traume. Heinz sah die Stunde näher und näher rücken, die ihn heimrief; ehe er Josefa verließ, mußte er wissen, daß er sie als die Seine wiederfinden würde.

Zwei Tage waren ihm nur noch in der Nähe des geliebten Mädchens vergönnt.

In lustiger Gesellschaft verbrachten sie heute ein paar Stunden in der Villa einer reichen Polin. Die Jugend spielte im Garten Lawn Tennis, während die älteren Damen auf der Veranda Chocolade tranken und zwischen zwei Bisquits den Ruf einer abwesenden Freundin zerpflückten. Heinz nahm die Gelegenheit wahr, um Fräulein Josefa, welche das Spiel ermüdet hatte, durch die Alleen des Parks zu begleiten. Auf der Terrasse, angesichts des Meeres, blieben sie stehn, Seite an Seite über die Brüstung

gelehnt. Die ganze Welt vor ihnen schien in eine tiefe, unendliche Bläue getaucht, in der nur ab und zu kleine, funkelnde Wellen aufblitzten oder wie ein heller, weißer Stern das Segel eines Bootes in weiter Ferne vorüberstrich. Ein Gefühl unsagbarer Glückseligkeit hatte sich Heinzens bemächtigt. Das Herz ging ihm auf: er hätte die Hände des neben ihm stehenden Mädchens ergreifen und ihr in den feurigsten Worten sagen mögen, unter welchem Zauber ihre jugendliche, unschuldige Frische seine Seele halte, welche Macht sie in ihrer freundlichen Nachgiebigkeit über ihn ausübe, welche Fülle beseeligender Hingebung er in ihrem sanften, jungfräulichen Wesen ahne.

Und die Gedanken gingen, wie durch einen elektrischen Strom, auf Josefa's Seele über. Ihr Inneres erbebte unter wonnevollen Schauern. Sie ahnte, daß diese Stunde ihre ganze Zukunft in sich trug. Langsam und schüchtern erhob sie die Augen auf den neben ihr Stehenden: sie begegnete seinem Blick, — und da entfloh das Geständniß den jugendlichen Lippen. Es war geschehen, sie gelobten einander anzugehören fürs Leben. —

Herr von Palzow täuschte sich indeß, wenn er, von sanguinischen Erwartungen getragen, die Geliebte im Sturm zu gewinnen hoffte.

Er ließ sich am nächsten Morgen bei Frau von Wilmaczek anmelden, um seinen Antrag in aller Form zu stellen. Als echter Deutscher ermangelte er nicht eines

kleinen Anfluges von Sentimentalität. Seine Phantasie spiegelte ihm mit großer Deutlichkeit die seiner harrende Scene vor: Frau von Wilmaczek würde ihn in einem ernsten, schwarzen Seidenkleide empfangen, sein Geständniß gerührt anhören und zum Schluß, unter einigen sanften Thränen das traute Wort „Sohn“ stammelnd, Josefa's Hand in die seinige legen.

Desto mehr verwirrte es ihn, als jetzt sein Blick über den Raum streifte, welcher diesem Auftritt zum Rahmen dienen sollte: ein banaler Hotelsalon, in den nur mehrere Riesenkoffer und etliche Hutschachteln eine persönliche Färbung warfen. Ebenso sonderbar überraschte ihn Frau von Wilmaczek's Erscheinung, welche ihn in einem leichten Frühjahrskostüm von hellem Stoff mit excentrischem Hufeisenmuster empfing, einen seiner Stimmung sehr wenig angepaßten Scherz auf den Lippen. Es gelang ihm nur schwer seiner Herzensangelegenheit Worte zu verleihen, besonders da Frau von Wilmaczek sich alle Mühe gab, ihn nicht dazu kommen zu lassen. Da ihr dies indessen nicht gelang, so ergriff sie den Ausweg, die im höchsten Grade Erstaunte und in vollkommenster Unschuld Ueberraschte zu spielen.

Ja, sie konnte wirklich Nichts sagen! Seppl war viel zu selbstständig erzogen, um ohne Weiteres über sich verfügen zu lassen. Zu ihrem Entsetzen mußte sie nun erfahren, wie weit das unvorsichtige Kind sich mit dem

fremden, jungen Manne schon eingelassen habe. Thränen traten ihr in die Augen: das von ihrer Seppl, welcher gegenüber sie niemals die mütterliche Autorität betont, sondern das Verhältniß einer Freundin aufrecht gehalten hatte! Sie hätte doch gewiß mehr Vertrauen verdient! — Und nun erfuhr Heinz nach und nach, daß Frau von Wilmaczeck ganz andern Träumen für ihre Tochter nachgehangen hatte. Da war ein gewisser Graf Strada, ein Böhme, Landsmann und entfernter Verwandter von ihr, in dem sie schon längst das Ideal des von ihr geträumten Schwiegersohnes sah. Dieser vermögende Herr, welcher dem diplomatischen Corps angehörte, war ganz der Mann, um Frau von Wilmaczeck's ehrgeizige Hoffnungen für ihre Tochter zu verwirklichen: an seiner Seite wäre Josefa eine große Dame, und man würde ihre Gesellschaften und ihre Toiletten in den Blättern beschrieben lesen! — Ueberdies mußte Frau von Wilmaczeck dem neuen Bewerber gestehen, daß ihre Tochter nicht reich sei. Sie besaß bis jetzt nur ihr väterliches Vermögen, das die Vormünder noch vorläufig verwalteten, und das höchstens eine Rente von viertausend Thalern abwarf. Sie selbst konnte leider so gut wie gar Nichts für Josefa thun, denn das, worüber sie disponirte, betrug nicht das vierfache der genannten Summe, und Herr von Palzow müßte einsehen, daß damit eigentlich nur ein kümmerliches Auskommen sei. Sie schüttelte sehr ungläubig den Kopf,

als dieser dagegen behauptete, sie würden mit dem Vermögen des jungen Mädchens in ihren Verhältnissen beinahe glänzend leben können. Ueberdies hatte Frau von Wilmaczek ein Bedenken, das weit schwerer als Alles andere in die Wagschale fiel: wie konnte Josefa als Katholikin auf ein rechtes, inniges Zusammenleben mit einem Manne hoffen, der ihre Confession nicht theilte!

Aber Heinz ließ auch dies Hinderniß nicht gelten. War nicht auch sein väterliches Haus von den strengen Principien aufrichtiger Religiosität erfüllt? Und würde er nicht mit der tiefsten Ehrfurcht dem Glauben seiner Frau begegnen, der sich nur in Dingen der Form von dem seinigen unterscheide?

So leicht dachte Frau von Wilmaczek aber durchaus nicht in Glaubensdingen. Sie — sie konnte davon sprechen! Ihr Gemahl hatte ja leider auch nicht der alleinseligmachenden Kirche angehört, — ach, es entstand dadurch ein tiefer Spalt zwischen den Gatten, und oft hatte sie vergeblich bei dem ehrwürdigen Pater Zakari Trost und Halt gesucht! Und der hatte, was die fromme Dame aber nicht hinzufügte, aus dem Spalt vollends einen Abgrund gemacht.

Trotz aller dieser Einwendungen gelang es Palzow's Beredtsamkeit doch endlich, eine Bresche in die feste Entschlossenheit seiner Gegnerin zu stürmen. Es wurde Frau von Wilmaczek schwer, einem so angenehmen, jungen

Manne unliebenswürdig erscheinen zu müssen. Dazu sang er das Lob ihrer Tochter so geschickt, daß es eigentlich nur wie ein Preislied der Mutter klang, und ließ, wo es Noth that, seine hübschen Augen eine noch überzeugendere Sprache reden. Die Dame fühlte, daß sie schwach wurde.

Nun ja, er solle nur den Kopf oben behalten und die Hoffnung nicht sinken lassen: es würde gewiß Alles gut werden. Nur dürfe sie nicht über das Schicksal ihrer Tochter entscheiden, ohne die Vormünder consultirt zu haben. Was konnte es auf ein paar Tage oder selbst Wochen ankommen, wo es sich um ein langes Zusammensein fürs Leben handelte?

Das war Alles, was Heinz vorläufig erreichte, und nach dem anfänglichen Aussehen der Dinge war er mit diesem Resultate zufrieden. Er bat nur noch, von Josefa Abschied nehmen zu dürfen. Das Fräulein wurde gerufen, und es fand unter den Augen der Mutter eine letzte, sehr steife, sehr peinliche Zusammenkunft statt, während welcher die Liebenden sich gezwungen sahen, ihr bereits so traulich adoptirtes Du wieder mit dem fremden Sie zu vertauschen.

Drittes Kapitel.

Dann war Palzow wieder in die Garnison heimgekehrt, verändert, still, nur noch dem einen Gedanken nachhängend, welche Nachrichten von der Geliebten ihm die nächste Zeit bringen würde. Sein erster Brief an Frau von Wilmaczek war ohne Antwort geblieben. Er suchte sich einzureden, daß die Ordnung der Angelegenheit, die Besprechung mit den Vormündern Weile haben wolle. Doch da Woche um Woche in getäuschter Erwartung verstrich, entschloß er sich, eine zweite Botschaft folgen zu lassen, ohne einen bessern Erfolg dadurch zu erzielen. Jetzt wandte er sich an die Tochter selbst, die er bei allem Süßen, Zarten und Leidenschaftlichen beschwor, der Folter seiner Ungewißheit ein Ende zu machen: allein auch dieser Brief blieb ohne Erwiderung. Da, aufs Aeußerste getrieben, halb verzweifelt, schrieb Heinz nochmals an Frau von Wilmaczek. Er forderte diesmal energisch eine Antwort und drohte, falls ihm dieselbe

wieder verweigert würde, in kürzester Frist persönlich bei den Damen zu erscheinen, und eine Erklärung zu verlangen.

Zwischen Warten, Hoffnung und Enttäuschung waren seine Nerven aufs Schmerzhafteste gespannt. Er suchte sich durch das Einerlei des Dienstes zu betäuben, ohne daß er die quälenden Gedanken los geworden wäre. Es gelang ihm ebenso wenig, unter den Kameraden Zerstreuung zu finden, denn seine Seele fühlte sich empfindlich durch den Ton ihrer ausgelassenen Heiterkeit und ihrer unzarten Scherze verletzt. So war er auch heute dem wilden, lustigen Treiben der Kneipe entflohen, um sein Heim aufzusuchen, das ihm jetzt unerträglich traurig und einsam dünkte.

Als er sein kleines Wohnzimmer betrat, ward sein Blick sogleich durch einen auf dem Schreibtische liegenden Brief gefesselt. Die zartgefärbte Enveloppe zeigte eine sehr zierliche, fast nur aus Haarstrichen bestehende Aufschrift und auf der Rückseite ein fein bronzirtes und gekröntes Monogramm. Er öffnete es hastig mit zitternder Hand und las:

„Verehrter Herr,

Ihr Brief hat mich sehr peinlich berührt. Ich hatte in Ihnen einen vollkommenen Cavalier vermuthet, der Damen gegenüber nicht den Muth findet, mit Drohungen

aufzutreten. Ich gestehe Ihnen allerdings, daß mich Ihr vorhergehendes Betragen etwas stutzig gemacht hatte: ist es bei Ihnen zu Lande Sitte, daß Herren sich, noch dazu in diesem unerhört vertraulichen Tone, — ich glaubte sogar Etwas von einem Du gelesen zu haben, doch war das wohl nur Täuschung! In dieser Weise schreiben unsere Herren nur an Actricen und dergleichen! — ich fragte also, ob es bei Ihnen Sitte sei, sich in dieser Art an ein Ihnen vollständig fernstehendes, ehrbares, junges Mädchen zu wenden? — Bei uns ist das nicht Mode. Sie werden es mir daher Dank wissen, daß ich Ihren Brief an meine Tochter kassirt und ihr sogar die Existenz eines solchen verschwiegen habe.

Vielleicht hätten Sie sich auch schon erklären können, was mein Stillschweigen bedeutet. Ich glaubte, Ihnen bei unserer letzten Zusammenkunft in Nizza ausführliche und triftige Gründe angegeben zu haben, weshalb eine im Uebrigen gewiß sehr ehrende Verbindung mit Ihnen mir für meine Tochter nicht erwünscht scheine; und wenn ich dann nach einer Form suchte, um von einem angenehmen Freunde nicht im Bösen zu scheiden, so hätten Sie verstehen und meine Zartheit ehren und erwidern müssen.

Dies Vergehen gegen die Ritterpflicht will ich Ihnen indessen nicht nachtragen, da ich mit der Lebhaftigkeit Ihrer Gefühle rechne und deshalb gern annehme, daß

Sie sich selbst über Ihre Handlungsweise keine Rechenschaft abgelegt haben. Ich glaube jedoch bestimmt, daß wie ich Sie kennen zu lernen die angenehme Gelegenheit hatte, das Wort einer verständigen und ruhigen Frau im Stande sein wird, Ihnen die Augen zu öffnen und gewiß — es wird Sie den richtigen Weg finden lassen.

Glauben Sie mir, es thut mir im Herzen weh, diese Bitte an Sie richten zu müssen: beweisen Sie mir, daß Sie das Vertrauen, welches ich in Ihren Charakter setze, verdienen, indem Sie fortan ein rücksichtsvolles Schweigen bewahren. Sie werden sich alsdann ein freundschaftliches Gedenken, sowie die herzlichsten Wünsche und Hoffnungen für Ihr Glück und Ihre Zukunft bewahren in der dankbaren Erinnerung

Ihrer ergebenen

Mila von Wilmaczek."

Man male sich den Zustand aus, in welchen Heinz von Palzow dies geradezu perfid verfaßte Schriftstück versetzte! Er hatte Mühe, daraus die schwache, liebenswürdige Frau wieder zu erkennen, mit welcher er es bis dahin zu thun gehabt, — kannte er doch noch nicht die feindliche Macht, die auch diese Zeilen inspirirt hatte! — War es nicht ein Kunststück der Impertinenz, bei ihm an die zartesten Rücksichten des Cavaliers zu appelliren, während man ihm eine so empörend nichtachtende Be-

handlung bot? — Diese Erwiderung traf ihn so unerwartet, daß er sie für den Augenblick widerstandslos ertrug, unfähig, sogleich einen Griff zu finden, mit welchem man dergleichen Hiebe parirt. Es fehlte wenig, und er hätte in Wahrheit den Wunsch Frau von Wilmaczek's erfüllt, sich in schweigender Würde vor dieser beleidigenden Begegnung zurückzuziehen. Er ging in seiner Entrüstung so weit, zuweilen selbst an Josefa irre zu werden. Beobachtete sie nicht auch eine räthselhafte Stille? Wenn ihr Herz so laut und heftig sprach, wie das seine, konnte sie da so passiv den Lauf der Dinge erwarten? Vermochte sie es über sich, ihn in dieser quälenden Unruhe zu lassen? Gerade als er sich in solch einen schönen Zorn gegen die Geliebte hineingearbeitet hatte und sich zweifelnd fragte, ob er Fräulein von Wilmaczek eigentlich liebe oder hasse, empfing er folgende Botschaft, die ihn wie ein sanfter, aber tiefer Vorwurf ins innerste Herz traf:

„Mein Heinz,

Lange habe ich mit dem Entschlusse gerungen, ob ich die Grenzen der Weiblichkeit soweit überschreiten dürfe, um Dir heimlich zu schreiben, bis ich in meiner innersten Seele die Antwort gefunden habe, daß wir in gewissen Momenten des Lebens größer und edler handeln, indem wir die Mauern der Convention und Erziehung vor uns niederreißen, um der Stimme unseres Herzens zu folgen.

Nicht wahr, mein Heinz? ich sehe richtig über alle moralischen und physischen Berge und Ströme, die uns trennen, hinweg in Dein Herz hinein und erkenne, wie es in Ungeduld uud Sehnsucht und Zweifel blutet und einer weichen, liebenden Hand bedarf, um seine Wunden zu verbinden! Mein Heinz, wie die barmherzige Schwester, so trete auch ich über die gewöhnlichen Schranken gesellschaftlicher Gesetze hinweg, um Deine Schmerzen zu lindern.

Vor allen Dingen fühle ich, daß ich Dich nicht länger im Dunkeln umhertasten lassen darf, sondern Licht auf die wahren Hindernisse werfen muß, die uns von einander trennen. Gewiß hat Mama ein glänzenderes Loos für mich erträumt, als das von mir an Deiner Seite ersehnte. Sie hat sich so sehr daran gewöhnt, im Grafen Strada ihren zukünftigen Schwiegersohn zu sehn! Dennoch ist ihr Charakter zu weich, um auf die Länge meinen Bitten, Wünschen und Thränen zu widerstehen. Dazu mußte ein mächtigerer Einfluß dem meinigen die Waage halten — ach! er hat für den Augenblick das Glück der Tochter als etwas Wesenloses in die Höhe geschnellt!

Der Widerstaud kommt also nicht direkt von meiner Mutter, auch nicht von meinen Vormündern, welche unserer Sache durchaus nicht abgeneigt wären, sondern von unserm Beichtvater, dem Pater Zakari. Er, der schon seit langer Zeit meiner Mutter als allmächtiger

Berather zur Seite steht, will Nichts von einer Verbindung zwischen mir und einem Protestanten hören.

Ach, Heinz, hier muß ich Dir ein wichtiges Ereigniß aus meinem Leben mittheilen, dessen Verantwortung ich damals auf mich nahm, ohne mir viel Gedanken darüber zu machen, und das schon jetzt anfängt, sich grausam an mir zu rächen.

Mein Vater war auch Protestant, wie Du, und ich wurde in seinem Glauben getauft und erzogen. Meinen guten Vater entriß mir jedoch der Tod schon in meinem zwölften Jahre, und von da ab wandte meine Mutter, immer unter der Leitung des Paters Zakari, ihren ganzen Einfluß darauf hin, mich zu bewegen, zum Katholizismus überzutreten. Unter heißen Bitten und Thränen beschwor sie mich, meine Seele vor dem Verderben zu retten. Wie sollte ein zumal wie ich geartetes Kind, das sich stets gerne von Denen leiten ließ, welche es liebte, nicht dem Flehen und den Vorstellungen seiner Mutter Gehör schenken? Anstatt mich selbst ernstlich zu prüfen, mein eignes Urtheil aufzurufen, ließ ich mich in meiner kindlichen Indolenz von außen her bestimmen: mit vierzehn Jahren ward ich den Belehrungen des Paters Zakari übergeben und bekannte mich bald darauf zur katholischen Confession. Ja, Heinz, ich will kein Geheimniß vor Dir haben, ich will mich vor Dir nicht heuchlerisch besser machen, als ich bin, Du sollst mich in meinem ganzen,

wahren Wesen kennen. So muß ich Dir gestehen, daß ich jahrelang kaum über diesen Glaubenswechsel nachgedacht, daß ich in einer unverantwortlichen Gleichgiltigkeit dahingelebt habe. Nur in der letzten Zeit ist manchmal ein quälender Zweifel in mir erwacht, ob ich nicht freventlich gehandelt, als ich den Weg des Fortschritts und des helleren Lichts verließ, den schwierigeren, aber verdienstvolleren größerer Selbstverantwortung, vertiefterer Innerlichkeit. Und dann wieder hält es mich mit so lockenden Banden an der alten Kirche mit ihrem traulichen Dämmerschein fest, in deren Schooß ich, wie in den einer Mutter, mein Haupt vertrauensvoll legen kann, die Augen schließend und ihrer weisen Erkenntniß willenlos folgend.

Aber jetzt, Heinz, jetzt sind alle diese Zweifel und Schmerzen mit verdoppelter, quälender Macht in mir erwacht! Oft sage ich mir, daß das Leid, welches ich jetzt erdulde und — o Schmerz! — Dich, Geliebter, erdulden lassen muß, die erste Strafe Gottes ist dafür, daß ich den mir von ihm angewiesenen Weg verließ, auf den er mich schwaches Geschöpf, um mir seinen Willen zu erleichtern, von Geburt an gestellt hatte.

Ach, Heinz, mein Heinz, verstehst Du die ganze Fülle meiner Seelenschmerzen? —

Wenn ich ruhiger bin, sage ich mir freilich, daß Gott, der gütige, liebende Vater, nicht so hart gegen sein

schwaches, junges Geschöpf sein kann. Sollten vor ihm wirklich die schroffen, beengenden Grenzen bestehen, welche wir Menschen mit unserer kurzsichtigen Beflissenheit zwischen uns errichtet haben? Sollte er, der das Herz sieht, nicht den innigen Willen, recht zu handeln und das Gute zu fördern, höher stellen, als alle Glaubensform? Sollte er, der die Liebe ist, die Liebe in unseren Herzen verdammen? Ach nein, Heinz, noch lebt die feste, süße Hoffnung in mir, daß ich dereinst Dein Eigen werde sein dürfen, nur ganz Deinem Glücke und Deinem Leben lebend! Laß uns zusammen unsere Hände falten, laß uns zusammen, wie zwei Kinder, den Vater droben von ganzem Herzen bitten, daß er uns erhöre und uns schon einen Theil seiner Seligkeit auf Erden kosten lasse. — Hat er es aber anders mit uns beschlossen, soll ich mich nimmer Dein Weib nennen dürfen, dann, Heinz, schwöre ich Dir bei Allem, was heilig ist im Himmel und auf Erden, ich werde auch niemals einem Andern gehören, als Dir!

Und nun Gott befohlen, mein Heinz! Denke an mich, wie ich Deiner gedenke! Mich dünkt, unsere Geister müßten sich auf dem Wege zu einander begegnen!

Ewig Dein

Josefa."

Viertes Kapitel.

Es war Spätsommer geworden. In der Lage der Liebenden hatte sich äußerlich Nichts verändert. Josefa's Gesundheitszustand hatte zwar wesentlich gelitten: zuerst war sie bleich und apathisch geworden; dafür verordnete der Arzt Eisenmittel, welche absolut Nichts halfen, vielmehr nahm das elende Aussehen des jungen Mädchens mit jedem Tage zu. Dabei geriethen ihre Nerven in einen bedauernswürdigen Zustand. Bald war sie so aufgeregt und reizbar, daß sie die geringste Kleinigkeit außer sich brachte. Bald wieder ergab sie sich einer stumpfen Gleichgiltigkeit, und es war ihr tagelang kein Wort zu entreißen. Frau von Wilmaczek war indessen durchaus keine Rabenmutter, welche von diesem Zustand gänzlich unberührt geblieben wäre. Wenn sie irgend ein tieferes Gefühl besaß, so gehörte dies sicherlich ihrer Tochter. Bleiche Gesichter und traurige Mienen waren ihr überhaupt ein Gräuel, denn sie liebte es nicht, sich daran erinnern

zu lassen, daß das Leben auch ernste Seiten habe. Schon aus Bequemlichkeit und um die friedliche Heiterkeit ihrer Umgebung zu bewahren, hätte sie sich wohl kaum auf die Länge der herrschenden Ungemüthlichkeit ausgesetzt. Doch sie handelte längst nicht mehr in so ernsten Dingen nach eigenem Ermessen.

Zu ihres Gatten Lebzeiten hatte bereits ihr Beichtvater, Pater Zakari, einen sehr entschiedenen Einfluß auf sie ausgeübt, dem sie später ganz willenlos verfiel. Ihre schwache Natur fühlte zu sehr das Bedürfniß, sich leiten zu lassen: es war so unbequem, für sich selbst denken, handeln und verantwortlich sein zu müssen! — Und Pater Zakari war jetzt der festen und unerschütterlichen Ansicht, daß Frau von Wilmaczek ihre einzige Tochter nicht an den Ketzer verheirathen dürfe. Wohl wagte ab und zu die besorgte Mutter einen schwachen Versuch, den strengen Geistlichen weicher zu stimmen, indem sie auf die dahinwelkende, junge Blüthe wies. Aber was that es, daß der Herr Prüfungen und Leiden über die zeitliche Hülle verhängte, wenn nur die Seele der heiligen Kirche erhalten blieb? So sprach Pater Zakari, und die leichtherzige Frau täuschte sich gern über ihre Sorgen hinweg: in Wahrheit — sie hatte noch nicht davon gehört, daß Jemand aus unglücklicher Liebe gestorben sei! Junge Mädchen sind heutzutage alle bleichsüchtig; das geht später wieder vorüber. So eine Laune vergißt man,

wenn man erst andere Männer sieht: Frau von Wilmaczek wußte aus Erfahrung, was es mit „erster und einziger Liebe“ für eine Bewandtniß habe!

Allerdings constatirte der Arzt bei Fräulein Josefa ein auffallend zartes Nervensystem. Er ahnte natürlich Nichts von der Ursache ihres Leidens, aber er rieth dringend dazu, es nicht tiefer einreißen zu lassen; schließlich, das Ende seiner Weisheit fühlend, verordnete er eine Kur in Franzensbad, wohin sich die Damen begaben, sobald es die Jahreszeit erlaubte. Frau von Wilmaczek fand diesen Ort tödlich langweilig. Ihre Tochter sollte Herren sehen, das war ein viel besseres Mittel, als kaltes Stahlwasser trinken! Die seltenen Exemplare aber des starken Geschlechtes, welche hier auftauchten, sahen wirklich gar zu jämmerlich aus. Sie berathschlagte also mit dem Badearzt, der gefällig ihrer Ansicht entgegenkam und erklärte, daß das Fräulein vor allen Dingen der Zerstreuung bedürfe, und daß Marienbad bei Weitem vorzuziehen sei. So siedelte man nach diesem Kurort über, wo Frau von Wilmaczek zu ihrer Freude zahlreiche alte Bekannte traf und Gelegenheit fand, neue Beziehungen anzuknüpfen. Aber ach! die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Josefa wurde immer sonderbarer; sie beschwor ihre Mutter oft unter Thränen, ihr nur nicht noch die unerträgliche Gesellschaft dieser fremden Menschen zuzumuthen. Wenn sie nur eine Spur von Erbarmen

mit ihr fühle, möge sie sie der Einsamkeit und sich selbst überlassen. Wenn aber die mütterlichen Bitten oder Befehle Josefa dennoch endlich unter die Leute getrieben hatten, so benahm sie sich dort so auffallend, daß Frau von Wilmaczek in Verlegenheit kam: die Herren, durch ein kurzes Wort abgefertigt, zogen sich schleunigst lachend oder beleidigt von ihr zurück, und die Damen fragten neugierig, ob Fräulein Josefa immer so merkwürdige Launen habe.

Frau von Wilmaczek erkannte bald, daß es besser sei, den Schauplatz von Marienbad zu verlassen und begab sich mit ihrer Tochter nach Carlsbad. Nach allen erdenklichen, aber ebenso fruchtlosen Versuchen, das junge Mädchen hier anzuregen und zu erheitern, gab die Mutter endlich diese Aussicht ganz entmuthigt auf und kehrte mit ihrer Tochter auf Schloß Wilmaczek zurück, in der Hoffnung, daß vielleicht Zeit und ländliche Stille eine befriedigendere Wirkung ausüben würden.

Es trat indessen keine günstige Veränderung in dem Befinden Josefa's ein. Der Arzt fand es vielmehr gerathen, mit Frau von Wilmaczek ernstlich Rücksprache zu nehmen. Er erklärte, er könne ihr nicht länger verheimlichen, daß der Zustand des jungen Mädchens den Namen einer Gemüthskrankheit verdiene, welche die ängstlichsten Proportionen annehmen könne, wenn eine auch nur anscheinend geringe Verstimmung auf ihrer Seele laste.

Frau von Wilmaczek gerieth natürlich außer sich; sie wußte sich nicht zu helfen. Hier sah sie ihre Tochter aufs Traurigste und Unheimlichste bedroht. Auf der anderen Seite wieder richtete sich die strenge, unerbittliche Gestalt des Beichtvaters vor ihr auf, der gegenüber sie sich vollständig ohnmächtig fühlte. Aus diesem Conflicte fand sie nach langem Besinnen nur einen Ausweg.

An einem rauhen, regnerischen Tage saß Frau von Wilmaczek mit ihrer Tochter in dem kleinen, eleganten Empfangssalon der Damen, wo Alles, was Luxus und raffinirte Ueppigkeit ersinnen mögen, sich vereinte, um zum heitern Genusse des Lebens einzuladen. Und doch hatte man hier seit Monaten Nichts mehr als trübe, besorgte Gesichter gesehen, Nichts als seltene, gedämpfe Worte gehört. So auch heute. Keine Silbe wurde zwischen den beiden Frauen gewechselt; nur eine Anzahl kleiner, exotischer Vögel, welche sich in einem großen Käfig tummelten, unterbrachen durch ihr vielstimmiges Geschwätz die Stille.

Josefa saß am Fenster, die Hände im Schooß, unthätig, wie geistesabwesend hinausstarrend in die graue Landschaft. Frau von Wilmaczek lag auf einer Chaiselongue, einen französischen Roman in den Händen, welcher sie indessen wenig zu fesseln schien. Ihr Blick hing an dem weißen, durchsichtigen Profil der Tochter, das sich für seine Jugend seltsam scharf von dem Hintergrunde

des Fensters abhob. Dann blickte sie wieder vor sich hin, als erwäge sie einen wichtigen Gedanken. Der armen Frau war es wunderlich zu Muthe. Die fröhlichen Tage der Vergangenheit, die, wenn man sie nicht zwischen Putz und Geselligkeit vertändelte, wenigstens in sorgloser Langeweile verstrichen, wo waren sie hin? — Jetzt herrschte eine so grauenhafte Stille in dem Schlosse; Niemand lachte um Einen her, so daß man selbst nicht zu lachen wagte: man fürchtete, es würde dadurch irgend etwas Spukhaftes aufgescheucht. Nein, das mußte sich ändern um jeden Preis! Es war nicht mehr auszuhalten.

„Josefa!"

Keine Antwort. Sie träumt wohl wieder so tief, daß sie Nichts hört.

„Seppi! — Seppl!"

Das wahr ein Ausdruck wahrer, besorgter Mutterliebe! Die Angerufene wandte sich langsam um, wie aus tiefem Schlaf erwachend.

„Du hast mich gerufen, Mama?"

„Komm einmal her, Seppi, ich habe mit Dir zu sprechen. Komm näher, ganz nah heran! Da nimm den Schemel und setzte Dich her, und leg Deinen Kopf auf meinen Schooß, wie Du es früher thatest!"

Josefa gehorchte, aber mit sichtlicher Ueberwindung. Die Mutter streichelte ihr das Haar aus den Schläfen: Gott, wie war das einst so frische Gesichtchen bleich und

elend und eingefallen! Frau von Wilmaczek erschrak selber.

„Höre, Seppi," sagte sie mit unsicherer Stimme, „ich wollte mit Dir über Herrn von Palzow reden."

Bei Nennung dieses Namens war Josefa plötzlich blutroth geworden. Sie zitterte und konnte vor Aufregung kaum die Worte über ihre Lippen bringen: „Wozu, Mama, wozu? Das ist ja lange abgethan zwischen uns. Herr von Palzow — der geht Dich ja gar Nichts an. Mich auch nicht, — nicht wahr, mich auch nicht, Mama?"

„Aber, Kind, so höre doch!"

„Nein, nein, ich hab' es ja genug gehört! Ich bin ja so vernünftig, ich will ja Nichts — Nichts — Nichts! — Ach, Mama, höre doch auf! Sei barmherzig, Du thust mir weh!"

Sie stöhnte und sank, wie gebrochen, in sich zusammen.

„Ach, mein Liebling, ich will Dir ja nicht weh thun! So höre doch! Ich will ja nur, daß Du wieder glücklich und gesund sein sollst. Ich will Deinen Wünschen Nichts weiter in den Weg legen."

Josefa starrte sie mit großen Augen und geöffneten Lippen an, als wolle sie verstehen und könne es nicht fassen, als wolle sie Etwas sprechen und sei plötzlich verstummt.

„Nun ja, Seppl, ich will Dir nicht mehr mein Verbot entgegensetzen, wenn Du Dein Glück so ganz drauf gesetzt hast. Ich hatte es zwar anders mit Dir im Sinn . . . es ist schade um Dich . . .“ hier konnte Frau von Wilmaczek ihre Thränen nicht mehr zurückhalten, die schönen Träume gemahnten sie zu lebhaft im Davonflattern, — „aber heutzutage haben ja die Kinder ihren eigenen Kopf und eine bessere Einsicht, als die erfahrenen Eltern! — Ich will also Deinem Wunsche, Frau von Palzow zu werden, von meiner Seite kein Hinderniß mehr in den Weg legen, aber . . . aber . . . Du mußt Dich selbst mit Pater Zakari abfinden. Ich mag dem würdigen Manne nicht mehr das Unerhörte vorhalten; meine Einsicht ist der seinigen nicht gewachsen. Ich habe ihn bitten lassen, uns heute noch zn besuchen. Sieh also zu, was Du selbst bei ihm ausrichten kannst. Hast Du seine Zustimmung, so soll Dir die meine nicht fehlen.“

Josefa brach in einen Strom heißer, erlösender, wohlthuender Thränen aus. Sie sank ihrer Mutter um den Hals: „O, Du bist gut, Mama, Du bist gut, und Du hast mich lieb! O, liebe, gute Mama, wie glücklich werde ich sein! Wie dankbar werden wir Dir sein!“

Sie bedeckte ihre Mutter mit stürmischen, aufgeregten Küssen. Frau von Wilmaczek war selbst tief ergriffen von dem Glück, das ihre Worte heraufgezaubert hatten. Sie war in ihrer Rührung gar nicht abgeneigt, sich mit

ihrer Tochter in die süßen Zukunftsträume derselben zu verlieren ....

Da ward Pater Zakari gemeldet: die beiden Frauen schraken zusammen. Es schien, als würde es plötzlich düsterer in dem Gemach, als der Geistliche eintrat: eine hohe, hagere Gestalt, darauf ein Kopf mit scharf markirten, großen, eckigen Zügen. Augen, welche tief versteckt unter den buschigen Brauen lagen und nur manchmal in einem funkelnden Blitz voller Willensstärke und entschlossener Klugheit aufleuchteten; der ganze Charakter des Gesichts reflektirte eine düstere Energie und eine streng asketische Richtung.

Die Frauen gingen ihm entgegen und begrüßten ihn ehrerbietig. Er nahm zwischen ihnen Platz.

„Sie haben mich zu sich rufen lassen, meine Tochter," wandte er sich an Frau von Wilmaczek. „Haben Sie ein besonderes Anliegen auf dem Herzen?"

Es war merkwürdig, die Veränderung zu beobachten, welche mit der gewandten Weltdame vorging: dem Geistlichen gegenüber schien sie all ihre selbstbewußte Sicherheit verloren zu haben; sie war schüchtern, wie ein Kind. Eben noch hatte sie alle ihr zu Gebote stehende Kraft und Entschlossenheit zusammengerafft, um dem Beichtvater einigermaßen entschlossen entgegenzutreten und vor ihm zu verfechten, was ihr als eine Lebensfrage für ihre Tochter erscheinen mußte. Jetzt war sie schon allen Muthes baar. Vergebens

suchte sie nach einleitenden Worten: sie fand Nichts, als zuletzt, auf ihre Tochter weisend, zu stammeln: „Josefa ist's, die Ihres Rathes und Beistandes bedarf, Hochwürden!"

„Nun, mein Kind?"

„Hochwürden," ergriff nun Josefa zitternd und leise, aber im innern Herzen fest entschlossen, das Wort, „Sie wissen ja, was mein ganzes Gemüth mit zwingender Gewalt beherrscht, — Hochwürden, diese Liebe ist stärker als ich, — Gott sei mein Zeuge, ich kann sie nicht überwinden! O, versagen Sie mir nicht länger Ihren Segen!"

Der Geistliche war schnell aufgestanden, er vermied es, das junge Mädchen anzusehen.

„Niemals!" sagte er heftig. „Niemals! Ich glaube, mich Ihnen und Ihrer Mutter gegenüber klar ausgesprochen zu haben. Ich vertrete hier vor Ihnen einen höheren Richter: ich werde nie gut heißen, was er verdammen würde. Also kein Wort weiter darüber, mein Kind."

„Doch, doch!" rief Josefa mit gesteigerter Erregung aus. „Sie müssen mich hören, Hochwürden! Gott, der diese Liebe so gewaltig, so übermächtig in mein Herz gepflanzt hat, er, der selbst die Liebe ist, er kann sie nicht verdammen! O, richten Sie nicht strenger, nicht härter, als der Allgütige richten würde!"

Pater Zakari ging gesenkten Blickes, mit raschen, großen Schritten auf und nieder.

„Nicht weiter, nicht weiter, mein Kind! Sie freveln. Wenn der Herr Ihnen in seiner Allweisheit diese herbe Prüfung auferlegt hat, so weiß er auch, daß Sie sie tragen können. Er muthet unserer Schwachheit nichts Unerträgliches zu. Er wird, wenn Sie den festen, ehrlichen Willen haben, zu kämpfen, Sie stählen und unterstützen. Er wird Ihnen, nach errungenem Sieg, die Krone des Lebens geben."

„Nein", entgegnete das junge Mädchen, „der Allmächtige weiß, das geht über meine Kraft! Es wird mich zerschmettern."

„In der That, Hochwürden", wagte nun auch Frau von Wilmaczek schüchtern einzuwenden, „ich glaube selbst, daß Sie Josefa's Kraft überschätzen. Sie ist nur ein zartes und gebrechliches Mädchen — — der Arzt hat mir's dringend ans Herz gelegt .... O, zürnen Sie einer sorgenvollen, geängsteten Mutter nicht, wenn sie ihre Bitten mit denen der Tochter vereinigt! Sie war immer ein gutes, liebes Kind ... Gott wird sie nicht ganz von mir zurückverlangen."

Pater Zakari warf der nach einer so muthigen Anstrengung nun ganz geknickten Frau einen strengen Blick zu.

„Kleinmüthige!" rief er aus. „Wie wagen Sie es, die Sie nicht, wie Ihre Tochter, von einer Leidenschaft verblendet sind, an der Macht des Herrn zu zweifeln?

Hat er nicht unter schwachen Frauen seine Heldinnen und Heiligen auserwählt und sie mit übermenschlicher Gewalt ausgerüstet? Es ist gut, wenn unser Fleisch leidet, denn es ist so viel Gewinn für unsere Seele. Erheben Sie den Blick auf unser erhabenes Vorbild, Jesus Christus, und wie er, tödten Sie den Körper und erringen Sie dem Geiste die ewige Herrlichkeit!"

Es lag etwas Großes, Gebietendes in dem Manne, was seinen Einfluß wohl begreiflich machte. Josefa aber war mit der Kraft der Verzweiflung und mit der ganzen Ueberspanntheit ihres augenblicklichen Nervenzustandes entschlossen, den Kampf für ihr Erdenglück bis aufs Aeußerste zu wagen.

„Ich aber bin kein Gott", sagte sie heftig. „Ich kann nicht Alles entsagungsvoll, wie eine Heilige, von mir schleudern." Und mit einer plötzlichen Bewegung warf sie sich vor dem Geistlichen nieder. „O, haben Sie Erbarmen mit mir, mein Vater! Ich habe das Leben lieb! Ich bin noch so jung! Treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung . . . ich weiß nicht, was ich thun werde . . ." Thränen überströmten ihr Gesicht. Sie hatte die Hände wie im Gebete erhoben. Es lag etwas tief Ergreifendes und Rührendes in diesem stürmischen, verzweifelten Verlangen.

Selbst der strenge Geistliche war heftig erschüttert: er mochte fühlen, daß er ein Urtheil über Tod und

Leben gebe. Und doch — hier war für ihn die Pflicht, der streng vorgeschriebene Weg: er mußte diese Frauen dem Schooße der heiligen Kirche erhalten. Er wandte den Kopf von dem zusammengesunkenen Mädchen ab, und die Hände wie abwehrend gegen sie erhoben, sprach er: „Halt ein, halt ein, mein Kind, Du versündigst Dich! Möge Gott Dir aus dieser schweren Verirrung helfen! Ich fürchte, es liegt kaum mehr in meiner Macht. Aber so lange Du mich noch befragen wirst, werde ich Dir im Namen Gottes antworten: Nein, und tausendmal nein!"

Josefa, welche in knieender Stellung, die Augen in ängstlicher Spannung auf ihn geheftet, die Antwort des Geistlichen erwartet hatte, sprang plötzlich mit einer unerwarteten Energie auf. Etwas Fremdes, Wildes war in dem sanften, lenkbaren Mädchen erwacht. Sie stand vor dem unerbittlichen Manne mit blitzenden Augen und bebenden Nasenflügeln.

„Wohlan, Pater Zakari", rief sie ihm trotzig entgegen, „so werden Sie durch die Härte, mit welcher Sie meinen heißesten und demüthigsten Bitten begegnen, mich ganz verlieren. Ist Ihr Glaube ein so unmenschlicher, erbarmungsloser, so sage ich mich von ihm los. Ich habe viel darüber nachgedacht in der letzten Zeit, und heute tritt es mir greibarer als je entgegen: Gott zürnt mir, weil ich die Kirche verließ, in die er mich von Kindheit

an pflanzte. Er ruft mich dorthin zurück, und ich werde ihm folgen.“

Der Geistliche stand einen Augenblick da, wie vom Blitz getroffen: dahin war es also mit seinem Beichtkinde gekommen! So schwach war seine Macht über sie, daß sie ihm jetzt seinen ganzen Einfluß vor die Füße warf! — Eine letzte Anstrengung mußte gewagt werden, um die junge Rebellin wieder dem absoluten Scepter der Kirche zu beugen.

„Das werden Sie nicht thun!“ sprach er laut und gebietend. „Sie werden nicht meinen Fluch und den der alleinseligmachenden Kirche auf sich laden.“

Aber Josefa schüttelte ungebeugt das Haupt: „Ich will mich vor dieser Kirche, die Haß und Verzweiflung predigt, retten und meinen Gott wiederfinden, der liebt und verzeiht!“

„Mein Kind! mein Kind!“ jammerte die zum Tode erschrockene Mutter.

Pater Zakari schnitt ihr mit einer befehlenden Geberde jedes weitere Wort ab. Er war auf einen Lehnsessel niedergesunken und stützte das Haupt in die Hand; düster grübelnd starrte er eine Weile vor sich hin. Verlieren — ganz verlieren? — unmöglich. Diese junge, mühsam erworbene Seele wieder auf ewig preisgeben, — die Letzte der Wilmaczek's entfliehen lassen . . . ? Nein, nein, das

konnte er nicht verantworten. Es würde sich schon noch ein anderer Weg finden, Alles zurückzugewinnen.

„Mein Kind," begann er endlich äußerlich wieder ganz ruhig. „Setzen Sie sich dorthin, mir gegenüber, und hören Sie mir zu. Sie sind auf einen schlimmen Pfad gerathen, doch mir steht es nicht zu, die Pforte hinter dem verirrten Lamme zu verschließen und ihm auf ewig den Weg des Heils abzuschneiden. Bedenken Sie sich also besser! Verlassen Sie den Boden unserer Kirche nicht, den Sie dereinst nur zu glücklich sein werden, noch sicher und unerschüttert unter Ihren Füßen zu fühlen. Ich habe das Meinige gethan, um sie vor einem Schritt zu bewahren, den Sie, — gedenken Sie dieser Stunde! — einmal bitter bereuen werden. Ich konnte Sie nicht halten. Gott hat uns Menschen mit einem freien Willen ausgestattet, — es ist der Ihrige, Sie armes, verblendetes Kind, unsern Rath und unsere Bitten zu verachten. Gehen Sie denn hin an die Seite des Mannes, den Sie lieben! — Aber glüht noch in ihrer Erinnerung ein Funken der Dankbarkeit fort für die Liebe, mit welcher Ihre Mutter Sie groß gezogen, für die Sorge, mit welcher ich Ihre Seele gehütet und geleitet, so gewähren Sie uns den letzten Trost, daß das nicht Alles verschwendete Saat gewesen ist. Schwören Sie, ja, schwören Sie mir zu, daß Sie eine gläubige Katholikin bleiben werden, und daß, wenn der Himmel Sie mit Kindern segnet, Sie

dieselben im heiligen Glauben Ihrer Mutter und in Ihrem eigenen taufen und erziehen werden. Legen Sie mir dieses feierliche Gelübde ab, mein Kind, so will ich Sie segnen und den himmlischen Vater in meinen Gebeten anflehen, Ihnen Ihren Schritt zu vergeben und denselben nicht an Ihnen heimsuchen zu wollen. O, lassen Sie mich hoffen, daß die Bitte des Vertreters Ihres Gottes nicht unerhört an Ihrem Ohre und Herzen verhallen wird!"

Frau von Wilmaczek schwamm in einem Thränenstrome. Sie ergriff die Hände ihrer Tochter: „Höre uns, meine Seppi! Höre uns mein Kind! Ach, laß Deine Mutter nicht vergebens zu Dir flehen!" schluchzte sie.

Es hätie eines schrofferen Charakters, als den des jungen Mädchens, bedurft, um dem Drängen der Beiden zu widerstehen. Sie waren ja im Grunde doch gut, sie wollten ihr Glück, — und sollte sie im finsteren Trotze verharren? Bei dem Gedanken, daß die von ihr so lange erträumte und schon fast als unmöglich preisgegebene Glückseligkeit ihr jetzt endlich bescheert wurde, öffnete sich ihr das Herz weit. Sie fühlte nun auch das Bedürfniß, von ihrer Seite zu geben und zu gewähren: beinahe erschrack sie jetzt über die Kühnheit, mit welcher sie vorhin Pater Zakari die Stirn geboten, und es erleichterte sie, ihn durch einen Akt des Gehorsams versöhnen und ihm ihre Dankbarkeit für seine Milde beweisen zu können.

„O, mein Gott, ist es wahr? Ihr gewährt mir diese unendliche Seligkeit? Ich darf endlich, endlich glücklich sein? — Verzeihe, meine Mutter! Verzeihen Sie mein Vater! — O, Ihr seid gut. Alles, Alles, was Ihr dafür verlangt, gelobe ich Euch aus ganzem Herzen!"

Fünftes Kapitel.

Nun hielten sie es endlich, dies mühselig erjagte Glücksphantom. In ihren Händen lag der schimmernde Traum, der so lange als eine unfaßbare Fata Morgana vor ihnen hingegaukelt war, — es war greifbare, süße, selige Wirklichkeit geworden.

Heinz von Palzow und seine junge Gattin betraten heute die Schwelle ihres neuen Heimes nach beendeter Hochzeitsreise.

Resel, eine kräftige, junge Böhmin, die auf Schloß Wilmaczek mit Josefa aufgewachsen war, nur wenige Jahre älter als diese und tüchtig in Wirthschaft und Küche bewandert, hatte ihre junge Herrin nicht verlassen wollen, sondern war ihr in die neue Heimath gefolgt oder vielmehr vorangegangen, um mit praktischem Blicke die Einrichtung zu leiten, und wo es Noth that, selbst ihre flinke Hand mit anzulegen. Zuletzt hatte sie die freundliche Blumenguirlande mit dem Willkommgruße über die

Thüre gehängt und erwartete ihre junge Herrschaft mit einem leckern Abendimbiß, zu welchem der brodelnde Theekessel ein lustiges Lied sang.

Josefa hatte schnell das staubige Reisekleid mit einem der zarten und reizenden Négligés vertauscht, welche junge Mädchen für das unentbehrlichste Ausstattungsstück zu halten pflegen. So betrat sie das Speisezimmer, wo Heinz ihr schon entgegentrat. Er schloß sie strahlend in die Arme und küßte sie lang und innig. Das Klappern des Geschirrs, die dienstbeflissene Nähe Resels verrathend, scheuchte sie auseinander.

„Nun müssen wir uns in Acht nehmen, Herzensschatz," sagte der junge Ehemann. „Wir sind von heute ab Hausherr und Hausfrau und müssen vor unsern Leuten die nöthige Würde bewahren."

Sie nahmen an dem ihrer Ansicht nach viel zu großen Tische einander gegenüber Platz, während Resel eine Speise ihrer Kunst präsentirte, welche indessen eine kränkende Nichtachtung seitens Herrn von Palzow's erfuhr: er füllte sich sogleich mit zerstreuter Hand etwas Compot in die saure Sauce, und anstatt sich dann den kulinarischen Genüssen hinzugeben, reckte er sich über den Tisch, um nach den schlanken Fingern seiner Gattin zu haschen, welche den Theekessel so zierlich handhabten.

Sie warf ihm einen ermahnenden Blick zu: „Aber, Heinz, denke doch an das, was Du eben gesagt hast!"

„Ja, dann mußt Du mir es aber auch möglich machen, an etwas Anderes zu denken, als an Dich, Du süße, kleine Maus!"

Ein noch strengerer Blick traf ihn aus den schönen Augen gegenüber.

„Ach was!" rief Heinz lustig aus. „Die Resel sagt's nicht weiter, wie lieb ich Dich habe, gelt, Resel? — Und im Grunde ist es mir doch jetzt eigentlich erlaubt. Aber so was schickt sich nicht für uns! Was, Resel? Wir sind doch närrische Menschen!"

Ein Klingeln an der Hausthüre rief den dienenden Geist auf einen Augenblick hinaus, den Herr von Palzow natürlich mit neuen Liebkosungen ausfüllte. Dann nahm er geschwind wieder seinen Platz ein, und indem er die Serviette auf dem Schooß glättete, versuchte er, sich der wieder eintretenden Resel gegenüber ein sehr ernstes, imponirendes Ansehen zu geben: „Nun, was giebt's?"

„Der Geldbriefträger, gnä' Herr, der heute schon zwei Mal da war."

„Ach, Seppl, unsere ersten Renten laufen ein. „Hast Du einen Bleistift? Haben Sie einen Bleistift, Resel?"

Und es war ein unruhiges Durcheinanderlaufen, ein Suchen und Nichtfinden, hastig, als könne das schöne Geld wieder davonfliegen. Der Briefträger, welcher als erfahrener Mann allein die Ruhe bewahrte, half mit

seinem Stifte aus und entfernte sich, unterthänigst grüßend, mit einem fürstlichen Trinkgeld.

„Tausend Mark, Seppl!" sagte Herr von Palzow. „Eine Menge Geld!"

„Aber für einen ganzen Monat, Heinz! Davon bezahlt Mama kaum zwei Kleider."

„Ja, mein verwöhntes Prinzeßchen, wir sind aber auch in der bescheidenen Stellung eines preußischen Lieutenants und nicht in der eines cisleithanischen Magnaten!"

„Sage, lieber Schatz, sind tausend Mark monatlich viel oder wenig?"

Heinz lachte hell auf: „Nun, das wird eine schöne Verwaltung unserer Güter werden, Seppi! Denn Du weißt, Du hast über unsere Schätze die Verfügung."

„Welch ein Einfall, Heinz! Ich kann ja kaum addiren und subtrahiren. Rechnen war immer meine schwache Seite."

„Nein, nein!" versetzte er hastig. „Es ist Dein Geld, — ich mag Nichts damit zu schaffen haben."

„Aber Heinz, Du bist doch geradezu sonderbar. Dein Geld oder mein Geld, das ist doch Alles Eins. Und ich verstehe davon Nichts. Du weißt, es sind hier so viele Dinge, die mir nie vorgekommen sind — Miethe, Pferde, was weiß ich nicht? — O bitte, Schatz, lade mir diese Sorge nicht auf!"

Herr von Palzow schien gegen eine schwere Versuchung anzukämpfen: „Ich wollte, Du übernähmst dies,“ sagte er leise und schon sichtlich in seinem ersten Entschlusse erschüttert.

Josefa benutzt dieses Schwanken schnell, um schmeichelnd einen Arm um seinen Nacken zu legen und mit der anderen Hand den Geldbrief in die Tasche seines Jaquetts zu schieben. Hiermit blieb die Hauptverwaltung der Güter endgiltig Herrn von Palzow zugesprochen. —

Zunächst mußte sich nun das junge Paar bei allen Bekannten vorstellen. Heinz feierte hierbei mit seiner hübschen, wohlerzogenen und eleganten kleinen Frau einen wahren Triumph seiner Eitelkeit. Selbst die Vorgesetzten kamen den jungen Eheleuten mit einer dem Junggesellen ganz ungewohnten Artigkeit entgegen: er stellte das Alles natürlich auf Kosten der liebenswürdigen Eigenschaften seiner Gattin, obschon, um ganz ehrlich zu sein, ein Theil dieser Huldigungen der „fabelhaft reichen Frau“ gebührte. Allerdings war Josefa jetzt einnehmender als je: im Sonnenschein ihres Glückes war schnell ihre Gesundheit und Jugend wieder aufgeblüht, und ein kleiner, von den Leiden der vergangenen Tage zurückgebliebener Zug verlieh dem anmuthigen Gesichtchen einen Ausdruck tieferer Vergeistigung. Der unbefangene Frohsinn früherer Zeiten hatte das aufgeregte, herbe Wesen wieder verdrängt: es umfluthete sie der Zauber einer von Liebe und Glück getränkten Atmosphäre.

Man kam ihr also allgemein mit großer Freundlichkeit entgegen; am meisten Sympathie fühlte sie jedoch vom ersten Augenblicke an für die Frau des Rittmeisters von Walter: bei einer mäßigen Zulage und einem reichen Kindersegen mußte dieses Ehepaar sich ziemlich einschränken; trotzdem genoß ihr Haus in seiner einfachen Gemüthlichkeit der allgemeinsten Beliebtheit, und die Frau hatte sich, mitten in ihrem geschäftigen Leben und den mancherlei Sorgen, welche auf sie eingestürmt waren, ihren heitern und optimistischen Humor bewahrt. Sie hatte niemals Zeit gehabt, Grillen zu fangen! Gerade diese harmonische, glückliche, energische Natur zog die träumerische, leicht bestimmbare und zur Melancholie geneigte Josefa an.

Frau von Walter, welche alle Dinge im günstigen Lichte betrachtete, sagte mit mehr Wohlwollen als psychologischem Scharfblick: „Diese kleine Frau hat unsern lockeren Palzow zu einem andern Manne gemacht. Ich habe sie schon darum lieb. Ich will eine Lügnerin heißen, wenn der, unter ihrem Einflusse stehend, je wieder eine Karte berührt.“ —

Palzow präsentirte seine Gattin überall im Regimente, wie auf den benachbarten Gütern. Nur das Haus des Barons von Rothenburg, in dem er als Junggeselle doch eifrig verkehrt hatte, überging er hierbei.

Eines Nachmittags, da er seiner täglichen Gewohnheit gemäß mit Josefa spazieren ritt, ward plötzlich das Auge

der jungen Frau durch eine höchst auffallende Erscheinung gefesselt: eine sehr elegante, schöne Amazone, der ein äußerst correcter Diener folgte, kam ihnen entgegen. Als sie an ihnen vorüberritt, grüßte Heinz sie mit der höflichsten Artigkeit, erhielt aber als Entgegnung nur ein kaum merkliches Senken der Augen.

„Wer war das?“ fragte Josefa neugierig.

„Die Baronin Rothenburg.“

Er hatte kaum den Namen genannt, als er sich scharf und befehlend von einer Frauenstimme rufen hörte: „Palzow! Palzow!“

Er hielt sein Pferd an und wandte sich um. Die Reiterin, welche wohl schon fünfzig Schritt entfernt sein mochte, war ebenfalls stehen geblieben und winkte ihm zu sich heran. Einen Augenblick war er unschlüssig; dann warf er seiner Frau ein rasches „Verzeih!“ hin und ritt in kurzem Trabe auf die Baronin zu.

Diese empfing ihn, indem sie ihn zunächst kalt von oben bis unten musterte. Endlich sagte sie mit spöttisch verzogenen Lippen in ihrer sehr fremdländisch accentuirten Sprache und öfters inne haltend, um das richtige Wort zu suchen: „Ich wollte Sie eigentlich gar nicht kennen, aber — ich habe mich dann anders besonnen. Ich muß Ihnen einmal sagen, daß ich Sie sehr unhöflich finde, und da sich jetzt gerade die Gelegenheit bietet, so sage ich es Ihnen gleich. In einem Haus, wo man so — so

als Freund aufgenommen worden ist, wie Sie bei uns, mein guter Palzow, da fordert der Anstand, daß man seine Frau vorstellt, wenn man sich verheirathet; sonst riskirt man, daß es Einem übel genommen wird."

Heinz wollte irgend eine alltägliche Entschuldigung machen; Frau von Rothenburg schnitt ihm mit einer trockenen Geberde das Wort ab: „Machen Sie keine Ausflüchte. Ich kenne Sie ganz genau, mein guter Palzow. Wollen Sie wissen, warum Sie mir jetzt ausweichen? Weil Sie mich früher zu oft aufgesucht haben. Sie haben Angst vor mir, — c'est bête!" Sie lachte und sah ihn voll spöttischen Mitleids wieder von oben bis unten an.

Heinz parirte jedoch diesen Ausfall geschickter, als die Baronin vermuthet hatte: „Ich weiß in der That nicht, gnädigste Freundin, was eine so eigenthümliche Auffassung in Ihnen hervorgerufen haben mag. Ich sehe darin wieder einmal die kleine excentrische Pointe, die Ihnen so entzückend steht!"

Die schöne Reiterin zuckte ungeduldig die Achseln: „Ich habe keine Lust, mir auf offner Straße ungezogene Artigkeiten von Ihnen an den Kopf werfen zu lassen, — sonst — Sie wissen ich kann das auch! — Nur noch eine Sache: entweder Sie kommen am nächsten Sonntag mit Ihrer Frau zu uns, oder wir kennen uns nicht mehr."

Sie grüßte ihn zum Abschied mit einem leichten

Emporheben des Kinns und ritt im Trabe davon. Palzow kehrte in schlechter Laune zu seiner Frau zurück.

„Sie wollte mir nur die Leviten lesen, weil ich Dich bei ihr noch nicht vorgestellt habe,“ lautete seine Erklärung auf Josefa's Frage.

„Nun, das haben wir wohl auch versehen, bester Heinz. Ich bin hier noch so wenig vertraut mit den Verhältnissen, wir wollen es so bald als möglich nachholen.“

„Dummes Zeug!“ versetzte Palzow barsch. „Ich weiß doch, warum ich Dinge thue oder lasse! Ich habe keine Lust, mit Dir hinzugehen.“

„Wenn Du dafür einen Grund hast, lieber Schatz,“ sagte Frau von Palzow beschwichtigend, „so lassen wir es natürlich.“

„Wenn ich Dir aber sage, daß sie es übel genommen hat . . .“ Und es entspann sich hierauf der erste, kleine Streit, der den bis dahin unbewölkten Himmel dieses jungen Eheglückes auf wenige Minuten beschattete.

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Sonntage rollte auf dem Wege nach Hückstedt, dem Gute des Barons von Rothenburg, ein leichter, eleganter Phaeton, von ein paar hübschen Braunen gezogen. Herr von Palzow, seine kleine Frau zur Seite, lenkte selbst das zierliche Gefährt, das Josefa als eine unumgängliche Nothwendigkeit betrachtete: hatte man je davon gehört, daß anständige Leute ohne Equipage leben könnten? Oder wie — sollte man gehen?

Heinz von Palzow hatte also doch nicht den Muth gefunden, dem kategorischen Winke der Baronin zu trotzen, zumal er wirklich keinen stichhaltigen Grund dafür hätte angeben können.

Wer aber war diese Lola von Rothenburg, die mit ihrem nicht zu verblüffenden Aplomb, ihrem excentrischen Wesen, ihren rücksichtslosen Ansprüchen die ganze Gegend in Erstaunen setzte, und von der man sich Alles gefallen ließ? Sie selbst erzählte von ihrer englisch-spanischen

Abkunft; sie sprach alle möglichen Sprachen, alle unvollkommen, nur das Französische einigermaßen fließend. Wenn sie sich überhaupt herabließ, ihrer Umgebung einige Brosamen über ihre Vergangenheit hinzustreuen, so ließ sich daraus entnehmen, daß sie Hofdame bei irgend einer Fürstin der Donauländer gewesen sei und mit dieser die meiste Zeit in Paris verlebt habe; und wenn ihren Zuhörern dabei Mancherlei unklar blieb, so zuckte sie mit erhabener Verachtung die Achseln über den beschränkten Horizont ihres Publikums.

In Wahrheit bestand nur der eine Punkt ihrer Andeutungen, nämlich daß der größte Teil ihres Lebens in Paris verstrichen war. Das Weitere hätte vielleicht der Baron erklären können, doch hatte der wohl seine Gründe, weshalb er den Schleier unberührt ließ, welcher diese Vergangenheit märchenhaft umfluthete. Seitdem sie seinen Namen trug, konnte man ihr übrigens nichts Ernstliches nachreden: sie war viel zu klug, um ein so sicheres Glück leichsinnig zu kompromittiren! Doch behielt sie sich vor, nach Herzenslust mit den jungen Offizieren der nahen Garnison zu kokettiren, sie zu tyrannisiren, ihnen jede Laune rücksichtslos zu bieten. Sie sprach beständig von den Huldigungen, welche ihr dereinst von höchstgestellten Persönlichkeiten dargebracht worden wären und spielte sich auf, als hätte sie dem Olymp den Rücken gewendet, um sich auf die platte Erde herabzulassen, als

sei es ihrer eigentlich ganz unwürdig, sich an eine solche Umgebung zu verschwenden: für diese vorgebliche Deplacirung rächte sie sich durch die unglaublichste Ungenirtheit und Unverschämtheit. Und man ließ sich von diesem Weibe Alles gefallen! —

Als Herr und Frau von Palzow die Räume des Hückstedter Schlosses betraten, fanden sie hier schon eine größere Gesellschaft versammelt, aus einigen Gutsnachbarn und aus einigen der unverheiratheten Regimentskameraden bestehend. Frau von Rothenburg, auf den Besuch des jungen Paares durch frühere Ankömmlinge vorbereitet, zeigte beim Empfange keine Spur von Ueberraschung oder Triumph, obgleich sie die Erwartung den ganzen Tag in nervöser Spannung erhalten hatte.

Josefa dagegen war wieder von dem Anblicke der Baronin lebhaft betroffen: in ihrem jetzigen Kreise von Kleinstädterinnen war diese Frau die Einzige, welche an gewisse, in ihrem früheren Großstadts- und Badeleben nicht allzu seltene, elegante Erscheinungen der großen Welt erinnerte.

Sie kam ihren Gästen in einer reichen Haustoilette entgegen: ein Kleid von matter, mausgrauer Seide floß in schweren, langen Falten, eine kleine Schleppe bildend, herab und öffnete sich vorn auf einen wallenden Einsatz von lachsfarbigem Seidencrêpe, auf dem eine leichtgeschlungene Bandschleife die lange, schlanke Taille an-

deutete. Lola von Rothenburg war unzweifelhaft eine auffallende Schönheit, nicht von der Art, wie sie uns der griechische Meißel als ein Ideal für alle Zeiten und Zonen geschaffen, sondern ausschließlich modern: die schlanke, weichgerundete Figur zeigte durch die Künstlichkeit unserer Kleidung beinah übertrieben geschweifte Linien; der Arm, den ein kurzer, enganschließender Aermel halb entblößte, war zart, obschon von auserlesener Form und ebenso wie die schmale, sehr nervöse Hand weiß und durchsichtig, von einem feinen, blauen Adernetz marmorirt. Der lange, schlanke Hals trug einen fein und intelligent geschnittenen Kopf mit sehr zierlich und raffinirt geordnetem Haar von titianisch rothbrauner Farbe; die um einen Gedanken erschlafften Züge waren durch alle Mittel einer feinen, nur dem sicheren Kennerblick sich offenbarenden Toilettenkunst jugendlich und frisch erhalten.

Mit der ihr eigenen Leichtigkeit in der Beherrschung gesellschaftlicher Formen wußte sie die neuen Ankömmlinge schnell heimisch zu machen, worin ihr Gatte, ein ältlicher Cavalier von den angenehmsten Manieren, ihr liebenswürdig und gewinnend zur Seite stand.

Bald jedoch meinte Josefa zu bemerken, daß die Baronin trotz ihrer leichten, über alle Themate schnell dahingaukelnden Unterhaltung, immer wieder durch eine Redewendung Heinzens besondere Aufmerksamkeit zu fesseln suchte: sie betonte eine früher zwischen ihnen gepflegte,

große Intimität und wußte sich ihm sehr geschickt von Sessel zu Sessel zu nähern, bis sie sich endlich aus der entferntesten Ecke her bis dicht neben ihn aufs Sopha bewegt hatte. Und nun entspann sich ein äußerst lebhaftes, heiteres Gespräch zwischen den Beiden: das waren Anspielungen auf frühere Vorkommnisse, ein leichtes Auflachen, von einem bedeutsamen, schalkhaften Blick begleitet, ein „o, wissen Sie noch" ... oder „das gewisse Mal" ... oder andere Andeutungen, von denen die kleine Frau kein Wort verstand.

„Nein", rief Frau von Rothenburg aus, indem sie die Hand auf Palzow's Arm legte, „ich kann Ihnen nicht sagen, welchen Spaß mir das macht, Sie einmal wieder hier zu haben, — es ist ganz wie früher, als ob sich gar Nichts ereignet hätte . . . das heißt, früher küßten Sie mir alle Augenblicke die Hände, — jetzt thun Sie es nicht mehr! Man merkt daran doch, daß Sie verheirathet sind!"

„O bitte, gnädige Frau, wenn sich die Gelegenheit bietet, nach wie vor!" Und er küßte die beiden Hände der Baronin mit einem Blick und Lächeln so frivol, wie Josefa sie an ihrem Heinz gar nicht kannte.

„Sie haben Nichts verlernt," sprach Lola wieder. „Nein, — es macht mir zu viel Vergnügen, Sie wieder hier zu haben! Denken Sie nur, — es klingt unglaublich, — aber wirklich, Sie haben mir beinahe gefehlt. Bilden

Sie sich aber gar Nichts ein, Palzow, ich sage nur beinahe. Was kann einer Frau eigentlich fehlen, die so einen Mann hat, wie ich? — Sehen Sie ihn nur an! Ist er nicht ein lieber, prächtiger Mann? Der liebste, allerbeste Mann auf der ganzen Erde!"

Sie nickte ihrem Gemahl zu und kokettirte mit ihm, wie sie gelegentlich mit allen Männern dieses Kreises kokettirte. Er hatte keines ihrer Worte verloren nnd war beseeligt. Sie fuhr, noch immer schmelzende Blicke zu ihm hinüberwerfend, fort:

„Ja, er ist ein lieber und kluger Mann, sonst — man könnte hier vergehen! Es ist in diesem Lande gähnend, gähnend langweilig. Warum sind hier nur alle Menschen so schrecklich langweilig mit Ausnahme meines Mannes? Ich habe nur nach ihm geurtheilt, als ich heirathete, — sonst ... wie säße ich, die Prinzen und Könige zu ihren Anbetern zählte, unter diesen biederen Landbewohnern, deren Einfachheit Einen so sehr ans goldne Zeitalter gemahnt? — Palzow, holen Sie mir den Fächer vom Kamin, die Fliegen sind heute so unausstehlich — ach, dummes Zeug! tragen Sie den wieder hin! Ich bitte Sie, wie kann man einen solchen Fächer gegen Fliegen gebrauchen? Da — den . . . ach, Palzow, wie ungeschickt! rechts — ah, endlich!"

Heinz wurde es nachgerade etwas ungemüthlich zu Muthe vor seiner Frau, welche Alles mit großen Augen

und wachsender Verwunderung anstaunte. Er benutzte einen Moment, da Frau von Rothenburg ein anderes Objekt für ihre Koketterie aufs Korn nahm, um sich zu Josefa hinüber zu stehlen, und sich, unter dem Vorwande, sie auf einige im Saal verstreute Kostbarkeiten aufmerksam zu machen, ein wenig von der übrigen Gesellschaft zu entfernen. Seine Stimme sank zum Flüsterton herab, und seine Hand legte sich mechanisch, einer Angewohnheit aus der Brautzeit und den süßen Flitterwochen folgend, um ihre Taille.

„Wundere und beunruhige Dich über Nichts, mein Engel", raunte er ihr zu. „Es herrscht hier einmal ein eigenthümlicher Ton; sie würde es übel nehmen, wenn man nicht einstimmte. Ich muß so sein. Sie ist übrigens ganz harmlos, und Du weißt ja, mein lieber, herziger Schatz, was Dein Heinz am liebsten hat auf der ganzen Welt!" Er neigte sich zu ihr und berührte ihre Wange mit den Lippen.

„Es ist rührend, rührend! Geniren Sie sich ja nicht, mein zärtliches Turteltaubenpaar!" klang plötzlich die spöttische Stimme der Baronin dazwischen. „Wenn Sie jedoch fertig sind, mein guter Palzow, — wie wär's mit einem kleinen Macao?"

Palzow zuckte ganz leise zusammen und wurde um einen Hauch bläßer: er hatte sich schon lange vor diesem Moment gefürchtet; er besorgte, sie werde mit Zureden und Spöttereien nicht aufhören.

„Ich danke", antwortete er, „ich spiele nicht."

Lola lachte wieder mit unverhohlenem Spotte auf: „Also ist es wirklich wahr? Nein, Palzow, ich sterbe vor Lachen! Sie machen mir auch in dieser neuen Gestalt eine Riesenfreude! Wann gehen Sie ins Kloster? Doch nein, da kann man seine Frau nicht mitnehmen!" Dann wandte sie sich an Josefa: „Es ist übrigens Recht so, meine kleine Frau, genießen Sie ihn nur, so lange Sie ihn noch haben! Sie werden ihn doch nicht lange behalten. Sehen Sie mich nicht so erschrocken an, — oder glauben Sie, daß das Glück, eine so launische Person, sich lange an einem Flecke aufhält? Brechen Sie nur lieber gleich mit solchen Illusionen. Sie werden ihn doch nicht lange mehr besitzen, denn Sie haben eine sehr gefährliche Nebenbuhlerin, sehr, sehr gefährlich!"

Josefa war ganz blaß geworden und wußte gar nicht, was für eine Miene sie dazu machen sollte.

„Nun", fuhr die Baronin fort, „mich brauchen Sie darum nicht so feindselig anzusehen. Ich bin unschuldig wie ein Kind. Was mache ich mit Männerherzen? Ich habe so viele gehabt, daß ich über dieses Vergnügen blasirt bin. Die Nebenbuhlerin, die ich meine, bin ich ganz gewiß nicht. Es ist überhaupt keine Frau!"

Damit ließ sie das Paar stehen.

Es war spät am Abend, als sie wieder heim fuhren. Josefa hatte sich durch den Ton allgemeiner Heiterkeit

animiren lassen. Die Luft draußen that ihr wohl. Einige spät blühende Gebüsche streuten ihre Düfte verschwenderisch aus; die Landschaft schwamm in einer silbernen Mondscheinfluth: sie war von Allem entzückt und plauderte lebhaft auf Heinz ein.

Der aber sitzt schweigend und grübelnd neben ihr und scheint keins ihrer Worte zu hören. Es ist ihm zu Muthe, als sei er dem bethörenden, verwirrenden Treiben einer Walpurgisnacht entronnen, wo er am fernen Gebirgsrande ein bleiches, spukhaftes Bild aus seiner Vergangenheit habe vorübergleiten sehen. Wie mit eiseskalter Hand ergreift die Rückerinnerung seine Seele, und er kann ihre Gewalt nicht abschütteln: sie hält ihn gepackt, sie läßt ihn nicht mehr los, halb wilde Sehnsucht, halb Angst und Grauen . . . Das ausgelassene Geplauder seiner kleinen Frau verhallt machtlos an seinem finsteren Brüten, bis auch sie von dieser bangen Stimmung ergriffen wird: die ganze Natur ist ihr auf einmal entzaubert. Tiefer und tiefer versinkt sie in ein trübes Nachdenken. Der ganze, soeben verlebte Tag geht mit seinen sonderbaren Momenten, mit der wunderlichen, ihr bis dahin unbekannten Färbung der Umgangs- und Redeformen an ihrem Gedächtniß vorüber, und es stellen sich nur die abstoßenden, beleidigenden Augenblicke, wie lauter Zerrbilder, ihrer Erinnerung vor.

Plötzlich wendet sie sich, ihre Gedanken laut fort-

setzend, an Heinz: „Sie kann nicht ganz zurechnungsfähig sein, nicht wahr? Was meinte sie nur mit der Nebenbuhlerin, die keine Frau sei? Sie schwatzt so viel, daß die Hälfte Narrheit sein muß, nicht wahr, Heinz? Was meinte sie mit der Rivalin?"

Sie drängte, bis er sich genöthigt sah, irgend Etwas zu antworten.

„Was weiß ich?" versetzte er mürrisch. „Laß mich doch mit der verschrobenen Creatur in Ruhe! Ihr Weiber seid alle närrisch!"

Josefa fühlte, daß sich ihr die Kehle zusammenschnürte, und daß ihr Thränen in die Augen traten. Er merkte Nichts davon.

„Wir gehen überhaupt nicht wieder nach Hückstedt," setzte er nach einer Weile rauh hinzu.

Kam dieser Entschluß auch barsch und unfreundlich heraus, so befreite er doch Josefa's Seele von einer unsäglichen Beklemmung, so daß sie das kleine Gewittergrollen schnell darüber vergaß.

Siebentes Kapitel.

Der Besuch auf Hückstedt schien bei den jungen Eheleuten ganz in Vergessenheit gerathen zu sein. Als sie einige Tage später von einem Spaziergang nach Hause kamen, fanden sie die Karten des Barons und der Baronin Rothenburg vor. Heinz erwähnte im Gespräche den Namen seiner einstigen Freundin nicht mehr, und Josefa war froh, ihn nicht hören zu müssen. Es kam ihr auf indirekte Weise zu Ohren, daß Frau Lola mit ihrem Gemahle die Sommerzeit zwischen der Schweiz und dem Seebade theile. Somit war dieser Verkehr vorläufig auf eine ganz natürliche Weise abgebrochen. Rothenburgs blieben lange Zeit abwesend. Im November, als sie endlich auf ihr Gut zurückkehrten, hatte sich Josefa vom gesellschaftlichen Treiben zurückgezogen. Ihr Zustand griff sie anfangs sehr an; sie war äußerst reizbar, und ihre Nerven schienen in hohem Grade erregt, doch ertrug Heinz ihre kleinen Launen mit der heitersten

Gutmüthigkeit als etwas ganz Natürliches, das man schon mit in den Kauf nehmen mußte: er war ja so erfreut in der Aussicht auf ein neues Familienglück!

Während Josefa sich ihres Zustandes beinahe schämte und jeder Andeutung der anderen Damen scheu aus dem Wege ging, konnte ihr Gatte sein neues Glück gegen Niemand verschweigen, sondern schien selig, wenn er Einen gefunden, den er mit der großen Neuigkeit noch überraschen konnte.

„Jetzt aber glaube ich, daß es an der Zeit ist, auch Deine Mutter ins Geheimniß zu ziehen," sagte Heinz eines Tages zu seiner Frau. „Ich fürchte, sie wird es Dir sehr übel nehmen, daß Du ihr diese Mittheilung schon so lange vorenthalten hast."

„Ach, für Mama wird sie jederzeit noch früh genug kommen! Du hast immer die Naivität zu glauben, die ganze Welt müsse in Deinen Interessen aufgehen."

„Aber, liebes Kind, was sagst Du? Ich mag in meinem Glück oft Theilnahme von Leuten erwarten, denen meine Angelegenheiten äußerst gleichgiltig sind, — aber Deine eigene Mutter! Denke doch! Sie wird ja außer sich sein vor Freude über die Aussicht auf ihren ersten Enkel!"

Josefa sah ihn kopfschüttelnd an: er hatte gar keine Ahnung, wie abscheulich das Wort „Enkel" eine Frau altert, welche noch sehr große Ansprüche auf Jugend

macht! Er konnte sich immer nur in die Gedanken und Empfindungen seiner braven, deutschen Kleinstädterinnen hinein versetzen! — Er ließ aber nicht nach, bis sie sich seinem energischen Drängen fügte und Frau von Wilmaczek ihre Erwartungen mittheilte. Die Antwort, welche sie erhielt, war folgende:

„Mein geliebtes Kind,

Ich begreife sehr wohl, daß Du so lange gezögert hast, mir Deinen Zustand zu entdecken. Wenn man heirathet, muß man sich jedoch auf derlei Ereignisse gefaßt machen; aber ich hätte Dir von Herzen gewünscht, daß Du Dein Leben noch ein paar Jahre hättest frei genießen können, denn Deine schöne Unabhängigkeit wirst Du damit einbüßen. Jedoch, meine liebe Josefa, ich will Dir nicht gleich alle damit verbundenen, unangenehmen Möglichkeiten vor Augen stellen; denn da es einmal nicht anders ist, so mußt Du Dich ruhig darin fügen. Mein Herzenskindchen, Du weißt ja, wie sehr Deine Mama Dich lieb hat, und wie ihr Herz und ihre Gebete Dich immerdar begleiten. Pater Zakari, den ich natürlich sogleich in Dein Geheimniß einweihte, sagte so schön: Man muß in diesem Falle ganz besonders dem lieben Gott für seine Güte danken, daß er dem geschlossenen Bunde seinen Segen nicht versagt hat. Er offenbart Dir durch dies Zeichen, daß er Dir Deine Ehe mit

einem Abtrünnigen unserer Kirche vergeben hat. Zugleich aber mahnt er Dich, nun auch Dein heiliges Versprechen einzulösen und Dein Kind in unserer Confession taufen und erziehen zu lassen. Ich kenne Dich ja, meine Josefa, ich weiß, daß die Sorglichkeit nicht verloren ist, mit welcher ich unter dem heiligen Beistande des ehrwürdigen Paters Zakari Deine Erziehung geleitet, Deinen Sinn in die Bahnen inniger Frömmigkeit und wahren Glaubens gelenkt habe, und daß Du auch einem etwaigen Widerstande Deines Mannes mit der Kraft Deiner Ueberzeugung und eingedenk Deines Gelübdes unbeugsam entgegentreten wirst. Pater Zakari sagt, Gott schenke Dir die Gnade, Mutter zu werden, gerade um diesen wilden Schößling der Kirche wiederum zu veredeln und ihm die verlorene, volle Blüthe des allein wahren Glaubens zurück zu geben. Wie schön ist alles, was er sagt, der fromme, edle, bewundernswürdige Mann! Und mit welch rührendem Interesse er noch jetzt jegliche Phase in Deinem Leben verfolgt! Wir müssen ihm von ganzem Herzen dankbar und ergeben sein. Was wäre mein Leben ohne ihn gewesen? —

Es ist sehr schade, daß Du Dich nun den ganzen Winter über still verhalten mußt. Ich sehe mich dadurch gezwungen, für die Saison in Wien eine Gesellschafterin anzunehmen, trotz meines Abscheues gegen diese Art anspruchsvoller und klatschsüchtiger Frauenzimmer. Aber

ich kann mich einmal nicht allein unterhalten. Ich hatte so fest darauf gerechnet, Dich für diesen Fasching zu mir einzuladen: Du hättest Dich gewiß in Wien herrlich amüsirt, diesem Eldorado für junge Frauen! Nun, laß es nur gut sein, mein Kindchen, es bleibt Dir für den nächsten Winter. Du kannst Dich freuen, daß die Mode dieses Jahr für Dich so günstig ist. Wie schrecklich sah Deine Cousine, Miezi Schöneck, aus zur Zeit der engen Kleider!

Lebe wohl, meine Seppi. Gott und die heilige Jungfrau mögen Dich gnädig schützen. Laß Dich innigst umarmen von

Deiner Mama."

Dieser Brief enthielt genau das, was Josefa erwartet und befürchtet hatte. Welchen Empfang würde Heinz dieser Epistel bereiten, auf die er sich wie ein Kind freute, und in der er bestimmt ein Echo seiner überströmenden Glückseligkeit zu finden hoffte! Welche Enttäuschung würden ihm diese Zeilen bereiten! Wie würde er in seiner Unfähigkeit, den Charakter der seichten Weltdame zu verstehen, einen neuen Anlaß finden, gegen die Frivolität und den Mangel an Gemüth seiner Schwiegermutter zu Felde zu ziehen! Und wie peinlich berührten diese Differenzen zwischen den beiden, ihrem Herzen am nächsten stehenden Personen, das weiche, nur für Gefühle

empfängliche, aber dem kritischen Verstande so fremde Herz Josefa's! Es verletzte sie tief, wenn Heinz ihre Mutter offen tadelte, die sie sich kaum in Gedanken zu beurtheilen erlaubte.

Anderntheils aber, und hier lag wohl auch der Grund ihrer schon länger andauernden Verstimmung, ihrer Scheu, der Mutter das bevorstehende Ereigniß zu verkünden, zitterte sie innerlich vor dem Augenblicke, da sie Heinz das Versprechen beichten mußte, durch welches sie Pater Zakari's Zustimmung zu ihrem Ehebündnisse erlangt hatte. Es war verständlich, daß vor der Hochzeit ihr jungfräuliches Zartgefühl vor der Erörterung dieses Punktes zurückschreckte. Zwar widerstrebte es ihrer Offenheit, ein gemeinschaftliches Glück zu erkaufen, dessen Preis dem Mitbetheiligten verborgen blieb, allein so oft sie sich zu dieser Eröffnung ein Herz hatte fassen wollen, so oft hatte ihr eine mädchenhafte, nur allzu begreifliche Scheu die Lippen geschlossen. Frau von Wilmaczeck dagegen, welcher die Aussicht auf einen möglichen Enkel überhaupt wenig lächelte, sträubte sich in kindischer Prüderie, ihren Schwiegersohn mit dem Gelübde der Tochter bekannt zu machen. Um jene zu beschwichtigen, sagte sie: „Seppl, wart' es ruhig ab. Wer weiß, ob Du überhaupt Kinder bekommst? Du quälst Dich im Voraus, wie die kluge Else, und wenn Du mal verheirathet bist, dann sagen sich solche Dinge viel besser. Heinz ist ja ein guter, füg-

samer Mensch, der Dich anbetet, und der versprochen hat, Deine Religion zu achten. Wenn Du ihn nur zu fassen weißt, wird er Alles thun, was Du willst!" Josefa glaubte diesen Worten nur allzu gern; vielleicht zitterte sie auch im tiefsten Innern vor einer Erklärung, welche ihr so schwer errungenes Glück wieder bedrohen könnte. So war Josefa Frau von Palzow geworden, ohne ihrem Gatten die daran haftende Bedingung mitgetheilt zu haben. Wenn dieser Gedanke auch in den ersten Wochen ihrer Ehe manchmal beunruhigend vor ihr aufgestiegen war, so hatte sie doch nun um so weniger gewagt, die ersten süßen Wochen des Zusammenlebens durch eine mögliche Discussion zu trüben. Und nach und nach, da sich kein Anzeichen für die fast befürchtete Eventualität einstellte, schlief auch ihre Besorgniß mehr ein; aber je länger das Stillschweigen über diesen Punkt herrschte, desto schwieriger wurde eine Erörterung.

Und jetzt, da sie fühlte, daß sie einem Kinde das Leben geben sollte, jetzt tauchte auch peinigend, nagend, mit stets wachsender Sorge die entscheidende Erklärung vor ihr auf, die zwischen ihrem Gatten und ihr stattfinden mußte. Jetzt erst war sie sich recht der Schwierigkeiten bewußt, welche sich ihr entgegenstemmen würden, ihr, die sie so wenig zum Streite organisirt war, und deren ganzes Leben sich zu einer Kette von Kämpfen gestalten zu wollen schien. Jetzt erst war es ihr ganz klar, wie tief, trotz des sonst

leichten Charakters ihres Mannes, die protestantische Religion durch Erziehung, Beispiel und Gewohnheit in dessen innerstes Wesen eingewurzelt sei. Die Palzow's zählten zu den ersten Anhängern des Lutherthums und rühmten sich, während der Religionskriege als treue, muthige Streiter unter dem Banner der Reformation gestanden zu haben. Heinzens Mutter war ihrerseits stark von der strengen Richtung des protestantischen Pietismus angehaucht gewesen und hatte die Erziehung ihrer Kinder fest in diesem Sinne geleitet. Wie würde Heinz darin willigen, seine Kinder zu Katholiken zu machen? Ja, es wäre in der That eine stolze Errungenschaft gewesen, diesen Stamm, aus einem längst vom Boden der Mutterkirche fortgewehten Samenkorn entsprossen, ins ursprüngliche Land zurück zu verpflanzen. Doch die junge Frau sah täglich mehr ein, welch unüberwindliche Hindernisse damit verknüpft sein würden, diese alten, mächtigen Wurzeln aus dem fest umklammerten Erdreich abzulösen. Hier fand sich die tiefste, die eigentliche Ursache ihrer geistigen wie körperlichen Leiden, der nervösen Unruhe und Ueberspanntheit, welche in ihr jede Fähigkeit erstickte, das neue, ein junges Weib so beseligende Mutterglück zu empfinden. Und sie hatte geschwiegen, immer wieder geschwiegen und sich innerlich gemartert bis zum heutigen Tage, und nun lag er da, der verhängnißvolle, entscheidende Brief, der Heinz über Alles aufklären mußte, der sie in die grau=

samste Stellung treiben würde zwischen Heinz und ihre Mutter, zwischen ihre Liebe und ihre Pflicht, zwischen die vor dem Altar gelobte Ergebung in den Willen ihres Gatten und die Einlösung eines noch früher dem Vertreter Gottes abgelegten Versprechens.

Qualvoll, bald mit schleichender Langsamkeit, bald wieder mit rasender Eile vergingen ihr die Stunden, welche Heinz im Dienste fesselten. Sie fürchtete die Entscheidung, sie wünschte das nicht zu Umgehende bereits überstanden. Endlich hörte sie die Vorsaalthüre heftig gehen; sie vernahm den kräftigen, etwas langsamen Schritt ihres heimkehrenden Gatten und seine erste Frage an Resel, ob Briefe eingetroffen seien. Resel antwortete, sie glaube, Frau von Wilmaczek habe geschrieben, und voller Ungeduld stürmte Herr von Palzow noch mit umgeschnalltem Säbel, die Mütze in der Hand, zu Josefa herein.

„Nun, ist die Antwort endlich da?" rief er aus, indem er über die Erwartung seinen sonstigen, zärtlichen Gruß vergaß. „Gieb schnell her, Schatz! Laß sehen, was Mamachen zum Stammhalter sagt!"

Josefa's Herz klopfte so sehr, daß sie glaubte, er müsse es hören können; der Hals war ihr zugeschnürt; sie konnte kein Wort hervorbringen. Mit zitternder Hand schob sie ihm das Schreiben ihrer Mutter zu, in das er sich sofort mit allem Eifer vertiefte. Josefa beobachtete mit gespanntester Aufmerksamkeit jede seiner Mienen. Sie

sah, wie sich seine Züge sehr bald verfinsterten, wie die Falte zwischen seinen Augenbrauen sich tiefer eingrub, wie er mit der einen Hand nervös an seinem Schnurrbart zerrte, während die andere das Papier des Briefes zerknitterte. Er war in seiner Lectüre noch nicht weit gekommen, als er aufstand und heftige Worte hervorstieß: „Ja, ja, wieder einmal ganz Mamachen! Auch in dieser wichtigen, rührenden Angelegenheit ganz Frivolität, ganz Egoismus! Du kannst Dich rühmen, eine originelle Mutter zu besitzen, mein Schatz!"

Und da er sah, daß Josefa mit aller Anstrengung die hervorquellenden Thränen nicht bemeistern konnte: „Nun, nun, mein Schätzchen, nur nicht gleich so tragisch! Du weißt, ich bin ein engherziger, deutscher Kleinstädter, der sich in Eure Art und Weise der großen Welt schwer finden kann. Das ist ja kein Vorwurf für Dich. Ich weiß ja, daß Du im Grunde auch so ein engherziges, sentimentales Wesen bist, wie Dein Heinz, — was kannst Du für Deine Mutter? Man sucht sie sich nicht aus. Und dann — der Brief ist ja noch lang! das mütterliche Herz hat noch drei große Seiten vor sich, um sich in seiner ganzen Tiefe zu eröffnen: es wird schon noch kommen!"

Und er setzte sich wieder hin, um die Lectüre fortzusetzen. Diesmal unterbrach er sich nicht wieder so schnell. Er las und las, als müsse er das Unglaubliche

erst fassen lernen, als wolle er am Schlusse des Briefes noch einen Widerruf alles Vorhergehenden finden. Zuletzt knitterte er ihn in der Faust zusammen, und dicht vor Josefa tretend, mit einer Stimme, aus welcher noch mehr angstvoller Zweifel, als unterdrückter Zorn hervorklang, fragte er: „Ist das wahr, Josefa? Hast Du das wirklich gethan?"

Und sie mit hervorstürzenden Thränen, flehend und wie vernichtet: „Verzeih, verzeih! Es galt Alles, Dich... es galt mein Leben . . ."

Heinz war dunkelroth im Gesicht geworden: zum ersten Male stand er vor ihr in seiner ganzen Heftigkeit, in seinem ungezügelten Zorne.

„Entschuldige Dich nicht!" schrie er sie an. „Schäme Dich! Schäme Dich Deines Betrugs! Daß Du Dich zum Werkzeug der listigen Pfaffen hergeben würdest, wer mir das von Dir gesagt hätte!" Er überschüttete sie mit harten Vorwürfen, beschuldigte sie, ihre Mutter, ihre Priester durcheinander der Verlogenheit, der häßlichsten Ränke und Schliche, um ihre Absichten zu erreichen. „Aber glaube nicht, daß Ihr mich eingefangen habt! Haha, da kennt Ihr Heinz Palzow schlecht! Meine Kinder sind mein, und ich werde es durchzusetzen wissen, daß sie in meinem Glauben groß werden, wie ich und meine Vorfahren. Was gehen mich Deine Gelübde und Versprechungen an? Du bist immer ein schwaches Geschöpf

gewesen, ein Werkzeug in den Händen dieses Zakari! Er hat Dich, als Du noch ein dummes Kind warst, Deinem Bekenntnisse abspänstig gemacht. Jetzt benutzt er die Unerfahrenheit eines verliebten, kranken Mädchens, um seiner Kirche einen alten Pfeiler des Protestantismus einzuverleiben, — aber die Rechnung war falsch! — Und Du hast Dich darin feige und albern benommen, voller Furcht, dem frommen Gottesmanne die Stirn zu bieten, und ebenso furchtsam, mir Dein abgelegtes Versprechen zu beichten, — feige und albern!"

Sie saß da, kreideweis und stumm, während langsam eine Thräne um die andere über ihre Wangen rollte. Dieser allen seinen Heftigkeiten gegenüber ganz widerstandslose Schmerz wirkte beruhigend auf Palzow's Zorn, der überdies schnell, wie er aufstieg, zu verrauchen pflegte. Jetzt dauerte sie ihn schon. Er klopfte sie auf die Wange: „Nun, nun, kleine Frau, nur nicht so verzweifelt! Du bist in dieser Sache etwas dumm gewesen, doch das ist man ja in wichtigen Angelegenheiten von Euch Mädeln gewöhnt. Ich will Dir nicht weiter zürnen, doch Du begreifst wohl, daß ich keinesfalls auf die von Pater Zakari gestellte Forderung eingehen werde. Unsere Kinder sollen Protestanten sein, und darin dulde ich keine weitere Einrede."

„Heinz, Heinz, bedenke, daß ich mein Wort verpfändet . . ."

„Dazu hattest Du kein Recht. Es handelt sich um mein Kind, wie um das Deine, und ich würde, ich könnte nie deinem Gelübde meine Zustimmung gegeben haben, hätte es sich tausendmal um mein Lebensglück gehandelt. Die Traditionen meiner Familie sind mir heilig; gleichviel was meine Ansichten hierin sein mögen, niemals würde ich meinen Vätern und ihrem Gedächtnisse, unserer ganzen Vergangenheit so ins Gesicht schlagen. Abgesehen aber von all diesen schwer wiegenden Gründen ließe es sich keinesfalls mit meiner Stellung vereinigen, wollte ich, ein preußischer Offizier von evangelischer Confession, meine Kinder katholisch taufen lassen. Soll ich etwa außer meiner Ueberzeugung auch noch meine Stellung daran setzen?"

„Ach, Heinz . . .," begann sie noch einmal schwach.

Er hatte sich aber neben sie gesetzt und verschloß ihr den Mund mit einem Kusse.

„Du kennst meinen unwiderruflichen Entschluß," sagte er mit freundlichem Ernste. „Verzeih mir meine Heftigkeit von vorhin, wie ich Deine unaufrichtige Handlungsweise vergessen will. Es soll davon nicht mehr die Rede sein zwischen uns, aber nur unter der Bedingung, daß Du Dich unbedingt meinem Entschlusse fügst."

Josefa neigte in stummer Resignation das Haupt. Wie weit waren ihre Gedanken von den tändelnden Liebkosungen, mit welchen Heinz sie, wie ein Kind, beschwichtigen wollte!

Achtes Kapitel.

Josefa zählte, wie ihre Mutter, zu den vielen Frauen, die eines männlichen Willens bedürfen, um sich von ihm lenken und beherrschen zu lassen. Frau von Wilmaczek gehorchte blind ihrem Beichtvater. Josefa folgte widerstandslos dem Geliebten, mochten sich ihre Ueberzeugung und ihr Gewissen auch dagegen auflehnen. Innerlich zerrissen und tief unglücklich, fügte sie sich dennoch in den Willen ihres Gatten, seinen unabänderlichen Beschluß ihrer Mutter mitzutheilen: sie zählte derselben die Gründe hierfür mit der ruhigsten Logik auf und gab vor, Heinzens Ansicht rückhaltlos zu theilen, während die wildesten Zweifel ihr Herz zerwühlten.

Die Antwort, welche auf diesen Brief erfolgte, kam nicht von Frau von Wilmaczek, sondern von Pater Zakari's eigner Hand: er war es ganz, mit seinem strengen, asketischen Antlitz, seinen seltenen, aber großen Gesten, mit der imposanten, gewinnenden Macht seines

Wesens, die so siegreich wirkte, weil sie aus eigener innerster Ueberzeugung hervorzuquellen schien. Seine Stimme mahnte, wie die einer jener gewaltigen Prophetengestalten des alten Testamentes, bei Zeiten Buße zu thun, und das vor Gott abgelegte, feierliche Versprechen heilig zu halten. Er beschwor sie, nicht der Welt und ihren Aeußerlichkeiten den Himmel zu opfern, und nicht der Liebe Gottes um irdischer Liebe willen zu entsagen.

„Mein Kind," rief er ihr aus diesen Zeilen zu, „Sie haben unseren Warnungen dereinst kein Gehör schenken wollen. Sie haben den sicheren Boden unserer Kirche verlassen und sehen jetzt wohl schon ein, auf welch schwankendem Boden Sie sich befinden. Nun gilt es, allen Muth zusammenraffen und dem Versucher siegreich widerstehen, der sich nie eine Gelegenheit entgleiten läßt: Sie haben ihm die Hand gereicht, — o, lassen sie ihn dieselbe nicht festhalten! Betrachten Sie es vielmehr als eine Prüfung Gottes, welcher jetzt erproben will, ob Sie stark genug sind für den Platz, den Sie sich tollkühn selbst erwählten. Verscherzen Sie seine Gnade nicht! Weihen Sie nicht Ihre Seele und die Seele Ihres Kindes dem ewigen Verderben!

„Sie sagen, Gott könne nicht auf das starre Dogma sehen, er richte nur nach unsern Thaten und nach unserm Wandel. Sie sprechen somit die gefährlichste Irrlehre

aus, Sie sind schon weit auf dem Pfade der Verdammniß! Sehen Sie denn nicht, wie dieser falsche Glaube Sie Schritt um Schritt weiter hinweglockt vom Heile, Sie dahin treibt, erst Ihr Loos an das des Ketzers zu ketten, nun ihr heiliges Gelübde zu brechen, endlich Ihr Kind dem Irrwahne hinzuopfern? O wären Sie unserm Rathe, unserm Flehen gefolgt! Die Religion ist kein Gebiet, das unserm beschränkten Verstande offen steht. Um sie uns zu eigen zu machen, verlieh Gott uns eine höhere Gabe, den Glauben. In der Religion ist Alles Glauben. Man muß als eine Gewißheit hinnehmen, was Gott uns würdigt, durch den Mund Christi und seiner Heiligen uns zu offenbaren: hier ist Alles Wunder, Alles übernatürlich, Alles unfaßbar, und wir dürfen nur im Staube anbetend danken, daß so Unfaßbares, so Wunderbares für uns Unwürdige geschehen ist. Gott und die Welt, das Werden der Dinge und ihre Bestimmung zu begreifen, ist keine Arbeit für unsern beschränkten Verstand, es ist das Eigenthum des Wunderbarsten, des Uebernatürlichsten, der höchsten Gabe, deren uns Gott in seiner ewigen Gnade theilhaftig werden ließ: des Glaubens! — Wie kann aber der rechte Glaube da sein, wo die Mutterkirche in ihrer Würde, in ihrer Unantastbarkeit angegriffen wurde? Wie darf es eine Confession geben, deren erster Satz einen Zweifel gegen ihre Gebote ausdrückte, die den Maßstab des Verstandes an das Ewige

setzt? Dieser erste Zweifel öffnet allen andern Thür und Thor. Sie muß unbedingt zum Unglauben, zur Zersetzung der ganzen Religion führen, und daß sie dahin geführt hat, das beweist uns die der Reformation entsprungene Philosophie. O, mein Kind, auch Sie haben schon den ersten Gifttropfen an die Lippen geführt. Setzen Sie ihn ab, diesen fürchterlichen Kelch, aus dem Sie den ewigen Tod trinken!"

So beschwor sie der Geistliche bei dem Heil ihrer Seele, die für Gott zu gewinnen von jeher seine innerste Herzensangelegenheit gewesen sei, ihr Kind nicht dem Schooße der katholischen Kirche zu entreißen. Er schlug die pathetischsten Töne in seiner Würde als Vertreter Gottes an; er flehte bei der Liebe ihrer Mutter, deren Einziges sie sei, und deren Liebe sie aufs Spiel setze: denn Frau von Wilmaczek würde sich mit demselben Augenblicke von der Tochter lossagen, wo diese ihre Kirche verleugnen würde. Ihre Mutter wolle lieber keine Tochter haben, als eine wortbrüchige, abtrünnige. Würde Josefa es vorziehen, dem verwerflichen Begehren ihres Mannes zu folgen, so dürfe sie von der Mutter Nichts mehr erwarten, keinerlei Rath noch Unterstützung, kein Wort der Liebe mehr: es würde sein, als wären sie für einander gestorben.

Diesem Brief entsprang natürlich eine neue Quelle der schmerzlichsten Seelenqualen für die bedauernswerthe Frau.

Gewiß blieb auch die Verheißung der ewigen Strafen Gottes nicht ohne tiefen Eindruck auf ihr Gemüth. Unmittelbarer aber wirkte das Gegenwärtige auf sie: ihr weiches, liebendes Herz krampfte sich bei dem Gedanken zusammen, der Liebe ihrer Mutter entsagen zu sollen: für sie, die keinen kritischen Maßstab anzulegen gewohnt war, umschloß der Name Mutter so viel!

Aber eben weil das Nächstliegende den stärksten Einfluß auf sie ausübte, deshalb behielt auch Heinz Recht in dieser Angelegenheit. Sie beugte sich seinem festen Willen der Mutter und dem Beichtvater zum Trotz. Daß Pater Zakari nicht mit leeren Drohungen ins Feld gezogen war, zeigte sich bald. Josefa erhielt keine Zeile wieder von der Hand ihrer Mutter, ob sie auch Brief um Brief an sie absandte, einen dringender und rührender als den andern. Sie fühlte angstvoll ihre Stunde näher und näher rücken. Sie flehte ihre Mutter an, ihr dieselbe nicht durch ihren Groll noch schwerer, wenn nicht unüberwindlich zu machen; sie stellte ihr vor, wie sie mit vollkommener Unerfahrenheit und Hilflosigkeit dem verhängnißvollen Augenblicke entgegengehe, diesem Augenblick, da eine Mutter sich in der Tochter zum zweiten Male Mutter werden fühlt. Vergebens! es war Alles aus zwischen ihnen.

An Josefa nagte der Gram um so empfindlicher, als sie ihn mit keiner Seele theilen durfte. Wohl entströmte

ab und zu ihrem übervollen Herzen ein Wort gegen die brave, ihrer Herrin blind ergebene Resel. Doch schreckte sie bald die Trivialität des so wohlgemeint gespendeten Trostes von Vertrauensergießungen ab.

Heinz stand seiner Gattin von Tag zu Tag ferner. Sie durfte ja ihm gegenüber ihre inneren Zweifel und Leiden mit keinem Worte berühren. Was sie an äußerm Reiz in dieser Zeit für ihn verlor, hätte sie zwar leicht durch die süßen Hoffnungen wieder gewonnen, deren Trägerin sie war. Nur fing ihre unausgesetzt trübe und schweigsame Stimmung auf den lebenslustigen, leichten Mann zu lasten an. Seine Bestrebungen, Josefa zu erheitern, scheiterten kläglich an ihrer dumpfen Schwermuth. Auch er begann, eine Entfremdung von der einst so innig Geliebten zu empfinden; ihre Nähe hatte das Wohlthuende für ihn verloren, und die Atmosphäre in seinem Hause wurde ihm von Tag zu Tag unerträglicher. Die Situation wurde nachgerade gespannt, wie eine Saite, die nur des leichtesten Druckes bedarf, um zu zerspringen.

An einem Sonntag Morgen, während Heinz sich mit den Mannschaften auf dem Kirchgange befand, stellte sich Frau von Walter bei Josefa ein. Das Gespräch zwischen den beiden Damen lenkte sich bald auf Josefa's bevorstehende Niederkunft, und die Rittmeisterin stellte ahnungslos, als etwas Selbstverständliches die Frage: „Nun, und wann erwarten Sie Ihre Frau Mutter?"

Diese Frage schloß so genau all die bitteren und quälenden Gedanken ein, welche Josefa während dieser Zeit unausgesetzt verfolgten, daß die arme, kleine Frau sich nicht zu fassen vermochte und in Thränen ausbrach. Nun war das Eis zersprungen, und Alles, was sich in ihrer Seele an verschwiegenem Weh angehäuft hatte, entströmte mit einem Male ihren Lippen. Die vortreffliche Frau von Walter bewies nun, daß sie das Herz auf dem richtigen Flecke hatte.

„Ei was," sagte sie, „lassen Sie sich keine grauen Haare über die Drohungen des finsteren Seelenhirten wachsen! Sie sind eine verheirathete Frau und haben sich natürlich in allen Dingen, welche der Vernunft und Rechtschaffenheit nicht zuwiderlaufen, Ihrem Gatten zu fügen. Wenn Sie Ihr Kind einmal nur fromm und recht erziehen, so wird der liebe Gott gewiß nicht danach fragen, ob Sie es mit katholischem oder evangelischem Wasser getauft haben. Liegt Ihre Mutter wirklich so fest in den Banden dieses gestrengen Beichtvaters, daß sie ihre Pflichten in dieser Zeit gegen Sie versäumt, so werden Sie an mir eine gute Stütze und Rathgeberin finden; ich habe mit meinen sechs Kindern über einige Erfahrung zu verfügen. Rechnen Sie also im Nothfalle auf mich. Im Uebrigen machen Sie sich aber keinen Kummer; eine Mutter kann ihrem Kinde vielleicht zürnen, aber sie kann es nicht ganz verstoßen, früher oder später wird sie Ihnen zurückkehren."

Diese optimistischen Trostworte, aus einer geraden, die Welt nur durch die eigenen, heiteren und rechtschaffenen Augen erblickenden Seele vermochten zwar für den Augenblick die Aufgeregte zu beschwichtigen; aber das vorhergegangene Gespräch hatte doch Saiten in Josefa's Herzen berührt, die noch schmerzlich nachzitterten.

Um Heinz nicht mit einem allzu trübseligen Gesicht zu empfangen, versuchte sie, als sie wieder allein war, sich zu zerstreuen, indem sie das Zimmer aufsuchte, das zur Aufnahme des kleinen Ankömmlings vorbereitet wurde. Sie hatte die Wiege eigenhändig zierlich herausgeputzt und ordnete noch endgiltig hier eine Falte in dem leichten Flor der Gardinen, heftete dort eine Schleife fest, und bei dieser Beschäftigung entflogen ihr die traurigen Gedanken. Sie sah im Geiste schon das kleine rosige Wesen im friedlichen, unbewußt glückseligen Schlummer des ersten Alters liegen; sie glaubte schon zwischen den Spitzen der Kissen das zarte Köpfchen zu erblicken mit den ersten blonden Härchen, den sanft geschlossenen Augen, dem ersten Schein eines Lächelns um die rosigen Lippen. Vor diesen Vorstellungen, vor diesen süßen Hoffnungen konnte die trübe Stimmung nicht bestehen. Josefa trat einen Schritt vom Bettchen weg und betrachtete lächelnd, mit kindlicher Lust ihr nunmehr vollendetes Werk. Dann rief sie Resel herbei, um mit Jemand ihre Freude theilen zu können.

„Nun, Resel, sagst Du gar nichts? Ist es nicht zu lieb? Gefällt Dir's nicht?"

Resel machte aber gar kein vergnügtes Gesicht. Es zuckte vielmehr um ihren gutmüthigen, vollen Mund wie ein verhaltenes Weinen.

„Was hast Du nur, Du närrisches Ding?"

„Ach," sagte Resel endlich weinerlich, „es thut mir gar so weh, daß wir nun das Herrgottl, welches ich von meiner Mutter selig ererbt, nicht ans Wiegenstaberl hängen können. Meine Mutter selig hat so viel von dem schönen, elfenbeinernen Herrgottl gehalten, und sie hat's über dem Bett hängen gehabt, in dem sie gestorben ist. Und ich hab' mir schon lang vorgenommen, schon lang eh' gnä' Frau verheirathet waren, daß ich's mal Ihrem Kinde über die Wiege hängen wollt', — und nun soll's nicht sein!"

„Aber warum nicht, Resel? Der Herr Christus wird mein Kind gewiß in seinen Schutz nehmen, auch wenn ich es evangelisch taufen lasse. Hast Du mir also das schöne Herrgottl wirklich zugedacht, Du gute Seele, so häng' es immerhin über die Wiege!"

„Bei Leibe nicht!" rief Resel ganz erschrocken aus. „Nein, gnä' Frau, die Sünde lad' ich nicht auf meine arme Seele. Wenn der gnä' Herr dem armen, unschuldigen Würmchen denn durchaus die Himmelsthür verschließen will, so hat er's auf dem Gewissen. Aber ich mag dem

Herrn Christus nicht die Schmach anthun, ihn einem Lutherischen übers Bett zu hängen, der doch nicht an ihn glaubt."

„Aber, Resel, Du bist doch nicht gescheidt! Es sind doch gerade so gut Christen wie wir."

„Behüte Gott! Unser Herr Pfarrer hat's uns gesagt, und daher weiß ich's; die Lutherischen glauben nicht an unsern Herrn Christus."

Alles Reden Josefa's, um diese Ansicht zu bekämpfen, war vergebens. Resel glaubte dem Herrn Pfarrer mehr, als ihrer Herrin: „Er hat's uns gesagt, und daß die Lutherischen verloren sind, weil der Herr Christus für sie nichts kann. Ach, gnä' Frau," und die treue Seele brach nun in Thränen aus, „ich hab' mich immer nicht getraut, was zu sagen, aber da nun einmal die Rede davon ist, geben Sie's doch nicht zu, daß das arme Kind lutherisch wird! Ach, gnä' Frau, die Sünde können Sie ja nicht wieder gut machen! Der liebe Gott wird's Ihnen ja nie vergeben!"

„Resel, was erlaubst Du Dir?"

„Und wenn gnä' Frau noch so böse werden, und wenn Sie mich fortschicken, es muß heraus, ich hab gnä' Frau zu lieb, um zu schweigen. Denken Sie doch an das Kindl, an das arme Kindl, das Sie doch lieb haben werden, — ach, geben Sie's nicht zu! Gnä' Frau haben's Gott und Hochwürden gelobt, und unser Herrgott wird's

Ihnen nie vergeben, wenn Sie ihm das Versprechen nicht halten."

Josefa war neben der Wiege in einen Stuhl niedergebrochen, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Was mußte nun auch noch diese naive Stimme mahnend in ihr Gewissen reden . . . .

Da öffnete sich die Thüre, und Heinz stand erstaunt vor der Gruppe der weinenden Frauen.

„Nun, was ist denn hier los?" fragte er halb erstaunt, halb ärgerlich.

Josefa wagte nicht zu antworten, aber Resel, die nun einmal erregt war, erwiderte ziemlich respektlos: „Es ist los, daß meiner gnäd'gen Frau das Herz bricht, daß sie ihrem Kinde das Herrgottl nicht über die Wiege hängen darf, und daß sie dem gnäd'gen Herrn zu lieb ihrer armen Seele Seligkeit daransetzt!"

„Was ist das?" fuhr Heinz zornig auf. „Seit wann ist das Dienstmädchen hier die Vertraute? Marsch, in die Küche, und daß ich nicht lange auf mein Mittagessen zu warten brauche!"

Darauf erlaubte sich Resel keinen weiteren Widerstand; sie deutete nur die tiefe Erregung ihres Herzens durch sehr vernehmbares Schluchzen an, das sich alsbald in der Gegend der Küche verlor. Heinz wandte sich nun an seine Frau:

„Darf ich um eine Erklärung über diese lächerliche, alberne Scene bitten?“

Josefa raffte nun noch einmal ihren ganzen Muth zusammen. Es war an ihre Mutterliebe appellirt worden, sie mußte noch einmal den Versuch wagen, Heinz umzustimmen.

„Heinz,“ sagte sie sanft, an ihn herantretend, „sei mir nicht böse, wenn ich trotz Deines Verbotes dies Thema noch einmal berühre. Du mußt meinen Jammer und meinen Gram sehen. Kannst Du Dich nicht entschließen, mir in diesem Augenblicke, da ich Dir doch, wie Du mir oft versicherst, theurer bin als je, — kannst Du mir die Liebe nicht anthun, Deine Vorurtheile meiner Gewissensangst zu opfern? Mein Gott, siehst Du denn nicht, wie ich kämpfe, um meiner Liebe zu Dir Alles hinzugeben: die Liebe meiner Mutter, die Ruhe meiner Seele? — Ach, es ist zu schwer, zu schwer! Erbarme Dich meiner!“

„Kein Wort weiter, Josefa! Du weißt, daß es unmöglich ist, und Du wolltest vernünftig genug sein, mich nicht durch Deine Bitten und Deine unaufhörliche Schwermuth zu reizen und zu betrüben. Ich kann es nicht mehr ertragen, immer Deinen verweinten Augen, Deinem stillen Wesen, wie fortwährenden Vorwürfen, zu begegnen. Fordere, was Du willst als Beweis meiner Liebe, nur dies nicht, das ich Dir nicht gewähren kann.“

„Und nur dies Eine bitte ich von Dir, nur die eine,

einzige Liebe! Heinz, sei nicht hart, nicht unerbittlich, — Heinz, Du wirst Dir mein Herz entfremden!"

Nun aber wallte es in Palzow wieder heftig auf: „Auch diese Drohung noch?" rief er aus. „Ist's denn möglich? So weit haben diese Pfaffen schon ihren Fuß in meinem Hause? Die Dienstboten machen sie mir rebellisch und unverschämt, mein Heim ist durch sie ungemüthlich und widerwärtig geworden, und nun muß ich's auch noch hören, daß um ihretwillen meine Frau mir ihr Herz entzieht! Ich sehe ja, wie sie überall Unheil stiften, und sollte ich gar noch mein Kind unter diesen unglückseligen Einfluß stellen? Nimmermehr! Nimmermehr!"

„Bedenk' es noch einmal, Heinz! Du weißt nicht, was Du auf Dein Gewissen ladest. Nicht mir trittst Du mit Deinem schroffen Trotz entgegen, sondern Gott selbst."

„Nun ist's aber genug," rief Heinz außer sich. „Vielleicht willst Du auch noch versuchen, mich zu Deinem Pfaffenthum zu bekehren? Hältst Du mich denn für einen Narren und Schwächling? Ein für allemal bitte ich mir nun über diese ausgemachte Sache Ruhe aus!"

Hiermit war dies Gespäch beendet. Der Bursche meldete, daß das Essen bereit sei, und das junge Paar nahm an der Tafel Platz. Heute schien Niemand die Breite des Tisches zu bemerken, der sie einst so unerträglich weit trennte. Josefa berührte keine Speise und trocknete sich

ab und zu verstohlen die Augen. Heinz war sehr unwirsch und sagte kein Wort; ihn ärgerte Alles. Der Braten schien ihm zu trocken, was ja nicht anders sein konnte, wenn die Köchin sich zum Beichtvater der Hausfrau aufspielte. Das Klirren der Teller und des Geschirrs fiel ihm auf die Nerven, weil er es bei der herrschenden Stille um so lauter hörte; Resel gebrauchte vielleicht den Einfluß ihrer Reize, um auch an dem nicht unzugänglichen Herzen des Burschen Bekehrungsversuche zu probiren! — Nach dem letzten Bissen warf Palzow grimmig die Serviette auf den Stuhl, zündete sich eine Cigarre an und ging hinaus ins Freie.

Neuntes Kapitel.

Heinz wußte nicht recht, wohin er an diesem langweiligen Sonntag Nachmittag die Schritte lenken sollte; nur das Eine war ihm klar, so weit als möglich weg von seinem ungemüthlichen Heime. Wie er so in Gedanken hinging, redete ihn plötzlich Jemand an: es war der kleine Lieutenant von Kronberg.

„Was haben Sie denn heute vor, Palzow?"

„Nichts. Und Sie?"

„Ich möchte hinaus nach Hückstedt, wenn ich nur Einen wüßte, der mich auf seinem Wagen hinnähme. Ich habe es wirklich verschlafen. Denken Sie sich, ich komme eben aus dem Bett, wo ich den entbehrten Schlummer einer Woche nachgeholt, und nun sind die Kameraden fort. Vielleicht reite ich hin."

„Kommen Sie mit mir!" rief Palzow aus. „Ich habe heute gerade Lust, der schönen Frau Lola meine Reverenz zu machen."

Eine halbe Stunde später befanden sich die beiden Offiziere auf dem Wege nach Hückstedt. Ein frischer, kalter Hauch wehte über die Felder, die sich in den gelblichen Farben der Stoppeln und des welken Grases weithin über das wellenförmige Terrain erstreckten und erst in weiter Ferne, am Horizonte durch duftige, blaue Bergketten ihre Abgrenzung fanden. Die Pferde stürmten, von der beißenden Luft ermuntert, vorwärts, so daß Heinz Mühe hatte, sie im Zaume zu halten. Ihn aber überkam ein Gefühl der Kraft und Freiheit, wie in alten Tagen, als entflöge er einer bedrückenden, beängstigenden Atmosphäre und fände plötzlich seine ganze, frühere Schwungkraft wieder.

Hückstedt war schnell erreicht. Die beiden Ankömmlinge wurden in den Salon geführt, wo sie schon eine laute, lustige Gesellschaft versammelt fanden. Die schöne Herrin des Hauses stand mitten in einer Gruppe von Herren, die sie durch ihre wunderlichen Einfälle und schlagenden Bemerkungen höchlichst ergötzte. Als sie jetzt aber der neuen Gäste gewahr wurde, brach sie ohne Weiteres ihre Unterhaltung ab und eilte den beiden Offizieren entgegen. Kronberg begrüßte sie nur flüchtig. Palzow's Hand dagegen ergriff sie mit beiden Händen:

„Palzow, ach, Palzow, sind Sie es endlich!" rief sie mit einer wahren, herzlichen Freude aus. „Wie lange sehe ich schon jeden Sonntag erwartungsvoll nach der

Thüre! Ich wußte, daß Sie kommen würden.“ Sie maß ihn mit Wohlgefallen vom Kopf zur Zehe, das schöne, heitere Gesicht mit den lachenden Augen und dem gepflegten, blonden Schnurrbart, die stattliche, von der prallen, engen Uniform vortheilhaft gehobene Figur. „Sie haben mir gefehlt,“ fuhr Frau von Rothenburg fort. „Es ist immer, als mangle meinem esthätischen Auge etwas, wenn ich Sie lange nicht gesehen habe. Denn wirklich — Sie sind doch schon auf jeden Fall ein Geck, wie alle schönen Männer, warum soll ich es da nicht sagen? — Sie sind der schönste Mensch in unserer Gegend.“

Damit eilte sie weg von ihm, um sich wieder den anderen Herren zu widmen. In Palzow ließ sie ein angenehmes Gefühl zurück: ob sie mit der den Männern innewohnenden Eitelkeit gerechnet hatte? Jedenfalls erschien auch ihm in diesem Augenblicke die Baronin als die reizendste und geistreichste Frau des ganzes Umkreises.

Nachdem der Thee servirt worden war, begab man sich in den Speisesaal, wo ein Hazardspiel begonnen wurde. Herr von Rothenburg folgte den Gästen hierher. Er sah ein wenig angegriffen aus, klagte über eingenommenen Kopf und Müdigkeit, wollte aber das kleine Unwohlsein nicht Herr über sich werden lassen und meinte, so etwas gehe bald von selbst vorüber.

Palzow hatte bei dem Vorschlag, das Spielzimmer

zu betreten, ein wenig gezögert: er kämpfte zwischen seinem Entschluß, sich nicht wieder der Versuchung auszusetzen, und der Furcht, sich lächerlich zu machen. Da legte sich eine sanfte Hand auf seinen Arm:

„Ich weiß ja, daß Sie ins Heer der Philister übergegangen sind,“ sagte Lola mit leisem Spott. „Also um Gotteswillen keinen Zwang bei mir! Ich werde versuchen, Sie der Langeweile durch meine armselige Gesellschaft zu entreißen. Kommen Sie!“

Sie führte ihn in ein angrenzendes Boudoir, dessen Wände mit chinesischen Stickereien bedeckt waren. Zierliche Lackmöbel und wunderlich in schwarzem Holz geschnitzte Tischchen und Etagèren trugen Bronzevasen und Porzellannippes, dem himmlischen Reiche entstammend: dieses malerische Durcheinander von Wand- und Ofenschirmen, bunten Sesseln, mit Störchen, mythischen Pflanzen und Fischen verziert, schien in seiner Originalität ganz der passende Rahmen für Lola von Rothenburg's Schönheit zu sein. Sie ließ sich auf einem niedrigen Fauteuil am Kamin nieder, in dem ein lustiges Holzfeuer prasselte, und ergriff, um sich damit vor der Gluth zu schützen, einen der palmblattförmigen Fächer. Von diesem Hintergrunde hob sich ihr kleiner Kopf mit dem schimmernden, aus dem Nacken emporgedrehten Haar, das feine röthlich beleuchtete Gesicht reizend ab. Aus der Seide und den Spitzen des Rockes stahl sich ein zierlicher Fuß im seidenen Strumpfe

hervor, halb in den langen, weißen Haaren eines Angorafelles vergraben.

„Setzen Sie sich zu mir, wir wollen ein wenig schwatzen, wie in alten Tagen,“ sagte sie.

Ganz bestrickt von dem Reiz der schönen Frau und dem sie umgebenden, üppigen Luxus, ergriff Heinz ihre schlanke Hand und führte sie beinahe zärtlich an seine Lippen.

„Befehlen Sie über mich!“ sagte er, indem er ihr gegenüber Platz nahm.

„Sie wissen, daß ich das sans gêne thue. O Galanterie, wir kennen dich! Außer dem Hause dient ihr Männer allen fremden Frauen, um euch zu Hause von der eigenen bedienen zu lassen.“

„Gnädige Frau, das sagen Sie, deren Gatte nur ihr erster Diener ist?“

„O bitte, mißverstehen wir uns nicht! Ich habe mich stets über die Behauptung geärgert, wir Frauen könnten nicht anders als subjectiv urtheilen. Ich habe mich daher immer bestrebt, objectiv zu sein. Merken Sie sich das für diese und jede meiner Bemerkungen. Ich hasse die Leute, welche alle ihre Behauptungen nur auf persönliche Erfahrungen stützen. Ich für mein Theil habe mich bemüht zu beobachten, wie die Dinge im Allgemeinen beschaffen sind, und wenn ich dann die Achillesferse ausgefunden, so habe ich dieselbe in meinem persönlichen Falle zu ver-

meiden gesucht. Da ich nun viele Ehen in meinem Leben gesehen habe, so können Sie sich darauf verlassen, daß die meinige eine Ausnahmsehe ist."

„Sie haben nie viel von der Ehe gehalten, schöne Freundin!"

„Palzow, Palzow, Sie seufzen bei dem Worte Ehe! Was soll ich davon denken?"

„Denken Sie, daß es die Erinnerung an meine arme, kleine, vereinsamte Frau ist!" Er trug dies als ein Bravourstückchen vor, seinem reizenden Gegenüber und seiner schlechten Laune gegen Josefa zum Trotze, aber es wollte nicht recht freimüthig heraus.

„Sie haben wirklich in Ihrer Rolle als Ehemann meine Erwartungen übertroffen," versetzte die Baronin leicht. „Man erzählt sich bis jetzt von Ihnen noch keinen losen Streich, aber man wird sich viele erzählen, zweifeln Sie nicht!"

Heinz ärgerte sich über sie.

„Sie machen sich wirklich einen verkehrten Begriff von meinem Familienleben," erwiderte er gereizt. „Ich bin noch ebenso glücklich, wie am ersten Tage meiner Verheirathung."

„Ja, ja," sagte Lola lachend, „weil man da nicht eben glücklich zu sein pflegt! O diese überflüssigen Menschen und Formen und Ermüdungen! Sprechen Sie mir vom ersten Tage der Verheirathung! — Palzow, spielen Sie

doch nicht Versteckens mit mir! Sie werden damit meine Meinung über die Ehe nicht ändern. Sie ist die dümmste Erfindung, welche die Menschen im Verlaufe eines mehrtausendjährigen Nachdenkens zu Stande gebracht haben, und doch ist Nichts unphilosophischer! Als ob die Ehe nicht ihr eigner Feind sein müßte! Sie mögen die schönsten Vorsätze im Kopf und das lichteste Feuer im Herzen haben: das, was man besitzt, schätzt man nur eine Weile, und man wäre ein Thor, wenn man sich noch viel bemühen wollte um das, was einmal schon unser Eigenthum ist. Nachher merken wir immer nur, was wir daran auszusetzen finden, und was daran anders besser wäre!"

„Mich wundert nur, meine verehrte Gönnerin, daß Sie Ihr eigenes stolzes Haupt einem so unausstehlichen Joche gebeugt haben!"

„Und ich wiederhole Ihnen, daß ich mich ganz und gar als Ausnahme betrachte. Ich bin eine Frau, deren man nicht müde wird, weil man niemals das Gefühl des unsicheren Besitzes verliert. Das ist aufregend, quälend, wenn Sie wollen, aber nicht langweilig. Wundern Sie sich heute nicht mehr über mich, wie früher: ich urtheile auch objectiv über mich selbst."

„Und doch versichere ich Sie, daß gerade das größte Glück der Ehe in der Ruhe, der Sicherheit, dem Vertrauen liegt."

„Ach, hören Sie mir auf mit diesen Allerweltsphrasen!

Diese Ansicht ist den Herren bequem, voilà tout! Uebrigens lassen wir die Ehe einstweilen, wie sie ist. Wir werden sie abschaffen, so bald wir etwas Besseres ausgefunden haben, und dazu scheint mir vorläufig wenig Aussicht, da von allen diesbezüglichen Vorschlägen einer immer verrückter ist, als der andere. Und auch ich," fügte sie träumerisch hinzu, und ihr Auge streifte Heinz mit einem weichen, liebkosenden Blick, „auch ich weiß nicht, ob ich, im Falle ich wieder frei wäre, frei bleiben würde."

Heinz fühlte, daß ein wunderbar warmer Strom durch seine Adern lief, und wer weiß, zu welchem Wort oder welcher Bewegung sein schnelles Temperament ihn verleitet hätte, wenn nicht plötzlich in der Thüre Herr von Rothenburg erschienen wäre. Er sah sehr angegriffen aus, und seine Frau eilte ihm mit der liebevollsten Besorgniß entgegen: „Du bist nicht wohl, mein Lieber?"

Er küßte die zarte Hand, welche die seinige umklammert hielt, und sein wirklich recht heftiges Unwohlsein bemeisternd, um seine Gattin nicht zu erschrecken, sagte er lächelnd: „O Nichts, mein Kopfschmerz ist nur etwas stärker, und ich wollte Dich bitten, mich bei den Gästen zu vertreten."

„Gewiß, gewiß, pflege Dich nur!" Und sie trug ihm noch ein halbes Dutzend Vorsichtsmaßregeln auf, die sie ihm noch zur Thüre hinaus nachrief.

„Jetzt wird es Ihnen Nichts helfen, Palzow, Sie müssen mir schon in die Spielhölle folgen. Unser allerliebstes tête-à-tête ist für heute unterbrochen. An Ihnen liegt, daß der Faden bald wieder angeknüpft werde."

Sie blickte, indem sie voraufging, über die Schultern zu ihm zurück. Ihre Lippen schürzte ein fast herausforderndes Lächeln. Heinz eilte an ihre Seite, und ihre Hände ergreifend, bedeckte er sie bis zu den Armgelenken mit feurigen Küssen. Sie blickte mit sanftem Wohlbehagen auf ihn herab.

„Nun ist's schon genug!" sagte sie, ihre Hände langsam zurückziehend. „Changement de décoration!"

Hiermit eilte sie, von Heinz gefolgt, in den Speisesaal, wo schon der Eifer des Spiels alle Augen mit seinen Flammen erleuchtet hatte. Die beiden Neueingetretenen blieben am Tische stehen und beobachteten die Spieler eine Weile.

Heinz war bereits im Geiste mit voller Hingebung dabei. Das wonnevoll aufregende Fieber hatte ihn gepackt. Seine Hände wurden eiskalt, und mit lodernden Blicken verfolgte er die Verluste und Gewinne, welche von Fortuna's leichter Hand schnell hin- und hergeschleudert wurden. Er bemerkte nicht, daß ihn jetzt schon manches Auge verstohlen und neugierig beobachtete.

Kronberg, der eben die Bank hielt, stieß seinen Nachbarn leicht mit dem Ellenbogen an und flüsterte ihm zu: „Fünf

gegen eins, er fällt heute wieder rein! Halten Sie die Wette?"

„Meinetwegen."

Wieder nahm das Spiel seinen weiteren Verlauf. Palzow tastete mit unsichern Fingern nach der Brieftasche.

„Es sind nur noch zweihundert Mark in der Bank. Wer hält dagegen!" rief Kronberg jetzt aus, und sein Auge fiel fragend auf Heinz.

„Ich!"

Kronberg vertheilte die Karten.

„Großer Schlag," sagte Heinz, und er berührte nach so langer Zeit wieder das erste gewonnene Geld, zärtlich, wie die Hand einer langentbehrten Geliebten. Jetzt war an kein Halten mehr zu denken; der erste, entscheidende Schritt war gethan, jetzt ging er mit erschreckender Leichtigkeit auf dem betretenen Wege weiter. Das Glück verfuhr heute mit ihm launischer als je, indem es ihn fortwährend zwischen Gewinn und Verlust schwebend erhielt; und gerade das reizte seine Leidenschaft aufs Verführerischeste, eben das flocht ihn fest und fester an die alte Gewalt. Nun hatte er schon längst keinen Sinn mehr für die schöne Wirthin. Er sah und hörte es ebenso wenig, wie die Andern, daß ein Diener sehr erregt und bleich in den Saal eilte und Frau von Rothenburg etwas zuflüsterte, worauf dieselbe ihm ganz verstört hinaus

folgte. Heinz hatte eben einen beträchtlichen Gewinn eingebüßt außer ein paar hundert Mark, welche seine Brieftasche enthielt.

„Nehmen Sie diese Karte für den Werth von 4000 Mark an!“ rief er dem Bankier zu.

„Nein doch, Herr Kamerad,“ versetzte dieser, „wir spielen hier nur um baar.“

„Verzeihung, meine Herren ....“ klang plötzlich die Stimme des Haushofmeisters mit einem eigenthümlich feierlichen Klange dazwischen. Aber Niemand hörte auf ihn.

„Ei was,“ entgegnete Heinz, „Sie haben mich eben bis auf den Grund ausgebeutelt, Sie dürfen mir eine Revanche nicht versagen. Also viertausend Mark!“

„Ich bitte, meine Herren!“ sagte der Haushofmeister wieder, diesmal näher herantretend und lauter.

„Zum Teufel doch, lassen Sie uns in Ruhe!“ fuhr ihn Heinz barsch an. „Ich bitte um Karten.“

Der Bankier vertheilte sie.

„Noch eine!“

„Sechs,“ sagte der Bankier, seine Karten umwendend.

„Vier,“ sagte Heinz. „Verloren.“

„Ich bitte um einen Moment Gehör!“ ließ sich jetzt noch einmal der Haushofmeister vernehmen.

„So lassen Sie doch endlich den Herold zu Worte kommen!“ rief Buchenau aus, und die Andern lachten.

„Frau Baronin bittet um Verzeihung, die Herren für heute auffordern zu müssen, sich nach Hause zu begeben. Herr Baron von Rothenburg ist soeben am Schlagfluß verstorben.“ — — — —

Die laute, leichtsinnige Gesellschaft war wie mit einem Zauberschlage auseinander gerissen. Im Hofe verlangten gedämpfte Stimmen nach Wagen und Pferden, und bald verhallte das letzte Rollen der Räder, der letzte Hufschlag in der Ferne, und in tiefe Stille versank das Haus, aus dem eben die Schaar froher, lärmender Gäste der ernsten, furchtbaren Majestät eines neuen Gastes gewichen war, welchen Niemand in sein Heim beschieden, und welcher doch einen Jeden zum ehrfurchtsvollen Empfange zwingt. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die fürchterliche Nachricht hatte Heinz mit einem Schlage ernüchtert. Draußen lagerten bereits die Schatten der Nacht, als er mit seinem Begleiter den Heimweg antrat. Er wechselte noch einige banale Worte über das so plötzlich hereingebrochene Unglück mit dem Kameraden; dann versanken Beide in ein dumpfes, drückendes Schweigen.

Heinz, den das so überraschend eingetretene Ereigniß mächtig gepackt hatte, fühlte sich nun auf einmal in tiefster Seele zerknirscht. Der ganze verflossene Tag ging an seinem geistigen Auge vorüber, und er schämte sich. Jetzt schien ihm seine arme, kleine, in Thränen ver assene Frau so rührend zwischen ihren Zweifeln und den Kämpfen

ihrer Liebe; er war feige vor dem Anblick ihrer Schmerzen geflohen, statt sie zu trösten und sie durch seine Zärtlichkeit mit dem Unabänderlichen auszusöhnen, sie durch seine Liebe und Geduld für die ihm dargebrachten Opfer zu entschädigen. Mehr noch! Er hatte, während sie, physisch und psychisch leidend, einsam zurückblieb, leichtfertig einer koketten Frau gehuldigt. Und um seinem schmachvollen Benehmen die Krone aufzusetzen, hatte er schließlich noch dem alten Laster die Thüre geöffnet. Jetzt fiel ihm auch die von ihm noch zum Schlusse verpfändete Summe ein, und er fragte sich, womit er sie decken würde. Er wußte sich keinen anderen Rath, als die kleinen Ersparnisse hinzugeben, welche er im Laufe der letzten Monate gemacht, um die Kosten des bevorstehenden Familienereignisses zu decken. O, es war eine Schande, eine Schande, so leichtfertig, so unbedacht, so ohne einen Gedanken an die arme, kleine, leidende Frau daheim gehandelt zu haben. Aber es war ganz gewiß das einzige, das letzte Mal, daß er so schwach geworden war!

So erreichte er sein Heim, ganz von Reue und guten Vorsätzen erfüllt. Er fand Josefa in ihrem Wohnzimmer auf der chaise-longue hingestreckt, zwischen den Händen ein Buch, in welchem sie nicht gelesen hatte. Die Lampe warf ein Streiflicht über ihr Gesicht, über die rührend bleichen Züge, die leichtgerötheten Augenlider, deren Anblick, wie brennende Vorwürfe, in das Herz ihres Gatten

fiel. Ihre erste Bewegung war, sich schmollend in das Buch vertieft zu stellen, aber ihr Groll zerschmolz vor dem Blick unermeßlicher Liebe, mit welchem Heinz auf sie zueilte. Er warf sich an ihrer Seite nieder: „Josefa, meine arme, gute, süße Seppi! Mein Schatz, mein Lieb! Wirst Du mir verzeihen? Wirst Du Deinem armen, zerknirschten Bösewicht vergeben? Josefa, ich hab Dich so lieb. Mein Herz, mein Alles! Ich werde es Dir beweisen, nur zürne mir nicht!"

Er überhäufte sie mit Schmeichelnamen und Liebkosungen, sich selbst mit Anklagen und Vorwürfen, bis sie seine Zärtlichkeit erwiderte. Und da er sie jetzt in die Arme schloß, fühlte Josefa, daß es mit der Innigkeit und der vollen, unbedingten Liebe der ersten Tage geschah. Diese Umarmung machte Alles wieder gut.

Zehntes Kapitel.

Der Winter war jetzt mit seiner vollen Härte und Strenge eingezogen. Er lagerte draußen, ein Gleichniß des Todes, alles Lebende erstarrt und fühllos in seinen Armen haltend.

Drinnen aber in Heinz von Palzow's Heim blühte, vor seiner eisigen Macht bewahrt, eine junge Menschenblume auf: Josefa drückte ihren Erstgeborenen beseligt ans Herz.

Das strahlende Glück der jungen Eltern sollte jedoch nicht seines Schlagschattens entbehren. Auf Josefa wirkten jetzt die vielen Aufregungen und Gemüthsleiden der vergangenen Zeit nach. Die ersten Tage nach der Geburt des Kindes schien sogar ihr Leben gefährdet. Nachdem sie das Schlimmste, Dank der sorglichsten Pflege und Schonung überstanden hatte, erholte sie sich nur sehr langsam. Von ihrer Mutter war Nichts wieder verlautet: auch nicht das kleinste Geschenk bewies, daß sie liebevoll

des erwarteten Enkels gedacht hätte; nicht einmal ein Wort der Ermuthigung oder des Trostes erreichte Josefa in dieser schweren Zeit. Ja, Pater Zakari hatte die Wahrheit gesprochen: Frau von Wilmaezek war für ihre Tochter gestorben, — nein, schlimmer als gestorben! Es war, als hätte sie nie existirt. Der Todten gedenkt man in seinem Glücke mit einem liebevollen Worte und spricht es auch aus, wie sehr sie an unserer Freude Theil genommen haben würden, hätten sie dieselbe erleben dürfen. In Josefa's Umgebung sprach Niemand den Namen ihrer Mutter aus, — er war wie aus ihrem Leben fortgelöscht. Dennoch kam sie vielleicht nicht ganz zum Bewußtsein dessen, was sie entbehren mußte. Frau von Walter, von der braven Resel getreulich unterstützt, widmete sich ihr während der schweren Tage mit rührender Aufopferung. Ihr ruhiges Walten, ihre vernünftig verwerthete Erfahrung, ihr allezeit heiter in die Welt blickendes Gemüth wirkten unendlich wohlthuend auf die junge Mutter.

Heinz war beinah froh, daß die ihm niemals sympathisch gewesene Mutter seiner Frau sich solchermaßen aus deren Leben verwischte. Er hoffte fast, Josefa würde sie und ihren für das Glück seines Hauses so verderblichen Einfluß vergessen. Er gab sich ganz dem seligen Gefühl hin, sein Leben in dem jungen Leben seines Sohnes weiterblühen zu sehen.

Oft saß er jetzt an dem Ruhebette seiner Frau, in

den Armen das kleine Wesen mit dem für Fremde so nichtssagenden, unschönen Gesichtchen, das ihm doch so reizend erschien, und das schon deutlich durch jeden Zug zu ihm redete.

„Nicht wahr, Herzchen, du willst ein braver Offizier werden, wie dein Papa, und Stiefel und Sporen und einen langen Säbel tragen?"

„Bewahre, der Junge wird Diplomat. Sieh nur die Gravität, die sich jetzt schon in seinem ganzen Wesen ausdrückt und dabei diesen pfiffigen Ausdruck in den Augen!"

„Pfiffig? Nein, das finde ich ganz und gar nicht. Vielmehr liegt in seinem Blick so etwas Abwesendes, Weltentrücktes, — nein, lache nicht, Du Unartiger! — ich möchte sagen, etwas von einem Genie. Ich glaube, er ist musikalisch."

„Ja, das glaube ich auch. Paß nur auf, wie er zuhorcht, wenn man ihm etwas vorsingt!"

In dieser Weise lieferte der junge Weltbürger seinen Eltern auf Stunden hin den süßesten Unterhaltungsstoff. Nur das eine Thema wollte keinem über die Lippen. Der Kleine zählte schon sechs Wochen: man behalf sich, um ihn zu nennen, mit allen Schmeichelnamen, welche die elterliche Liebe nur ersinnen kann. Ueber einen wirklichen Namen berathschlagte man nicht, weil man ja damit den Act der Taufe hätte berühren können! Josefa mochte

daran nicht einmal denken. Heinz wagte nicht, sein Glück und seine häusliche Ruhe nochmals zu gefährden und noch weniger einen Punkt zu erwähnen, der dem ohnedies so precären Gesundheitszustande seiner Frau einen Stoß hätte versetzen können.

Es war an einem jener trüben Wintertage, da es zu keiner Stunde hell werden will. Heinz war im Dienste. Josefa, noch schwach und abgespannt, träumte an der Wiege ihres schlafenden Kindes vor sich hin. Schneeflocke auf Schneeflocke sank groß und schwer vom bleigrauen, tiefhängenden Himmel auf die Erde herab, und es war, als senke sich mit ihnen ein drückender, beengender Gedanke um den andern auf Josefa's Herz. Ab und zu stahl sich ein tiefer Seufzer über ihre Lippen, der jedoch ihre Seele nicht zu erleichtern vermochte. Jetzt, da sie so ganz in ihrer Mutterschaft aufging, eilten ihre Gedanken oft zu ihrer Mutter hin: es war ihr unfaßbar, daß diese Frau, die so viel Schmerzen und Sorgen um sie empfunden, die so viel Wonne an ihrem ersten Erwachen zum Leben genossen haben mußte, sie nun so ganz vergessen habe! Eine unendliche Sehnsucht überkam sie nach einer, nur e i n e r jener seichten, frivolen Plauderstunden, wie sie ihrer weiland so viele durchlebt, und da doch oft zwischen den leichten Erörterungen äußerlicher Weltfragen hindurch ein Wort, ein Blick ihr verrathen hatte, daß das tiefste Gefühl, das ihre Mutter hegte, ihr

gehörte. Und das Alles war dahin, vorbei, als sei es nie gewesen! . . .

„Gnä' Frau," erklang plötzlich die Stimme Resels hinter ihr hastig und gedämpft, wie Frauen etwas Geheimnißvolles auszusprechen pflegen, selbst wenn kein Unberufener in Hörweite steht, „ich erhalte soeben einen Brief von der Kammerfrau der gnäd'gen Frau von Wilmaczek, nnd wie ich ihn öffne, steckt ein anderer Brief drin an gnä' Frau!" Damit übergab sie ihrer Herrin die geheimnißvolle Sendung.

„Von meiner Mutter!" rief Josefa aus und stürzte sich auf den Brief, den sie kaum öffnen konnte, so sehr zitterten ihre Finger. Er enthielt nur die kurzen Worte: „Mein armes Kind, Gott schütze Dich!" Aber aus ihnen schlug das mütterliche Herz in seiner unerschütterlichen Liebe und Sorge hervor, und Josefa drückte sie unter strömenden Thränen mit Ueberschwänglichkeit wieder und wieder an die Lippen.

„Meine Mutter! Meine arme Mutter!" rief sie aus. „Ach, dürfte ich Dir doch für Deine Liebe mit Deiner Tochter zugleich Deinen Enkel zurückschenken!"

Während noch diese traurig-süßen Empfindungen ihr Innerstes erschütterten, ward der Archidiaconus Devius bei ihr gemeldet. Höchlichst erstaunt, da sie diesen Geistlichen kaum dem Namen nach kannte, hätte sie ihn am liebsten nicht empfangen, doch da er ein wichtiges An-

liegen als Grund seines Besuches angegeben hatte, mochte sie ihn nicht abweisen lassen. Sie verwischte nothdürftig die Spuren ihrer Erregung uud begab sich ins Empfangszimmer. Ein großer, schlanker, etwas eckiger Mann von etwa vierzig Jahren trat ihr entgegen. Er begrüßte sie mit einiger Steifheit, und die Entschuldigungen, welche er für seinen Besuch hervorbrachte, kamen ziemlich ungeschickt über seine Lippen. Sein blaßes Gesicht war von einem blonden, dünnen Backenbart eingerahmt; auffallend trat ein Zug von Strenge und Hartnäckigkeit um seinen schmalen Mund hervor. Es war seinem ganzen Wesen eine gewisse Würde nicht abzusprechen, und doch — wie frappirte Josefa sogleich der Unterschied zwischen diesem hölzernen, ungelenken Manne, in welchem sich so deutlich der Mangel an Bewegung in der Gesellschaft verrieth, und Pater Zakari, der sein asketisches Wesen mit so viel Gewandtheit, mit so sicheren Umgangsformen verband! Welche Verschiedenheit allein zwischen dessen feiner, schlanker, weißer Hand, die öfters eine salbungsvolle, runde Bewegung ausführte, und den knöchernen, rothen Fingern mit den ungepflegten Nägeln, die jetzt, wie eine Vogelkralle, die Lehne des von Josefa angebotenen Stuhles umklammert hielten!

Nachdem er der jungen Frau gegenüber Platz genommen, begann er abermals sich zu entschuldigen. Er würde sich nicht so unbekannt bei ihr vorgestellt haben,

wenn ihn nicht eine dringende Angelegenheit, seine Pflicht gegen den Allmächtigen und sie, hergetrieben hätte.

Josefa fühlte eine neue Beängstigung ihr Herz ergreifen. Sie winkte ihm stumm, weiter zu sprechen, und je länger er redete, desto fließender kamen die Worte von seiner Zunge, von einem beinah fanatischen Eifer entfesselt.

„Meine gnädige Frau,“ sprach er, „ich habe mich, als Seelenhirt, stets aufs Wärmste für Sie interessirt. Sie werden begreifen, wie in einem kleinen Orte, wo ein Jeder seinem Nächsten viel näher tritt, als in dem rauschenden Großstadtleben, Ihre Geschichte auch an mein Ohr gedrungen ist. Sie hat mich um so lebhafter ergriffen, als ich darin die wunderbaren Wege, welche die Gnade Gottes erwählt hat, um Sie zu erfassen, mit anbetender Bewunderung beobachtete: Sie, zuerst in unserm geläuterten Bekenntniß getauft und erzogen, sodann durch die Einflüsse der Welt und Ihrer Umgebung diesem reinen Glauben entrissen, nun endlich wieder in seine alte Bahn zurückgeführt, obschon noch einen Augenblick zögernd, die dargereichte Gnadenhand des Herrn zu erfassen! Denn wie ich höre, entbehrt Ihr Kind noch der Wohlthat der heiligen Taufe, indem Sie zwischen leider nur allzu begreiflichen Zweifeln hin- und herschwanken. Diese Zweifel aufzuklären und das Licht der Wahrheit in Ihnen zu entzünden, hat der Herr vielleicht mich auserseheu.“

„Wollte Gott, es wäre so," flüsterte Josefa vor sich hin.

„Zweifeln Sie nicht an seiner Gnade, sondern öffnen Sie Ihr Ohr seiner Stimme!" fuhr Devius fort. „Vor allen Dingen lassen Sie Ihr Kind des Sacramentes der heiligen Taufe theilhaftig werden. Zögern Sie nicht länger, indem Sie sich damit beruhigen, daß Gott bisher Gesundheit und Wohlgedeihen geschenkt hat. Bedenken Sie vielmehr, wie schnell es oft mit uns zu Ende geht, was für ein gebrechliches Ding es um solch ein kleines Kind ist, dem ein Lufthauch, ein falscher Griff der Wärterin den Tod bringen kann! Bedenken Sie, wie rasch ein so zartes Leben von einer tödtlichen Krankheit, als etwa Diphtheritis, erfaßt werden kann, wie schnell sich alsdann das Zerstörungswerk vollendet, während thörichte Eltern womöglich noch nach menschlicher Hülfe ausspähen und die Zeit vergeuden, ärztlichen Beistand herbei zu rufen, während sie den Seelenarzt vergessen und ihr Kind ohne das göttliche Gnadengeschenk der Taufe zum ewigen Tode hinüber schlafen lassen."

„Mein Gott, mein Gott, halten Sie inne!" stöhnte Josefa. „Ich bin noch zu schwach, um in einen so grausigen Spiegel zu blicken!"

„Lassen Sie sich nicht irre leiten durch Vorstellungen, welche die verfälschten Lehren des Katholicismus etwa in Ihnen aufgebaut haben. Der Glaube allein, der wahre,

geläuterte, heilige Glaube kann Sie und Ihr Kind zum ewigen Heile führen, keines aber der guten Werke, mit denen Sie Ihre Seele vom ewigen Verderben loszukaufen trachten möchten, und die nur die einfachste Erfüllung Ihrer Pflichten gegen den Herrn sind. Die Spanne Zeit, in der wir leben, ist nur kurz, und nur kurz die uns gesetzte Frist, während der wir der Gnade des Herrn uns würdig erweisen können. Geben Sie sich nicht dem Irrwahne hin, daß, wenn diese einmal vorüber, Ihnen noch ein Purgatorium zum Abbüßen ihrer Sünden vergönnt sei. Gott ist langmüthig und geduldig, doch wer seine Gnade mißachtet und sein Entgegenkommen hier auf Erden verschmäht, der wird vom Allgerechten für die Ewigkeit gerichtet werden. O, hüten Sie sich am meisten vor dem Gifte des Indifferentismus und trösten Sie sich nicht mit der lauen Hoffnung: es wird so schlimm nicht werden! Denken Sie vielmehr an die Worte, welche der Herr Christus uns zu öftern mahnend entgegenruft: Dort wird sein Heulen und Zähneklappen! — Hören Sie seine Stimme, welche auch heute mahnend an Ihr Ohr trifft! Reißen Sie sich und Ihr Kind los von jener götzendienerischen Confession, die mit der Uebertretung des ersten Gebotes beginnt: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir, und du sollst dir kein Bildniß machen noch irgend ein Gleichniß! — Befreien Sie Ihre Seele von den Schlacken eines Bekenntnisses, das sich nicht an die Worte der heili-

gen Schrift knüpft, sondern von Menschen zu irdischen Vortheilen verunstaltet und ausgebeutet worden ist. Wahrlich, wahrlich, Satan ist der Fürst dieser Welt, und er scheut keine Form, auch die des priesterlichen Gewandes nicht, um unter dieser Vermummung die Seelen in sein Garn zu locken. Da gilt es, die Augen offen halten und den wahren Gnadenpfad finden, denn die Schrift sagt: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt!"

In diesem Sinne sprach der Geistliche noch eine lange Weile weiter, ohne auf die flehenden Geberden zu achten, mit welchen Josefa ihn zum Schweigen zu bewegen trachtete. Sie verzichtete auch bald darauf und starrte den Sprechenden nur noch mit weit geöffneten Augen angstvoll an. Zuletzt brach sie ganz zerknickt zusammen, das Gesicht in den Kissen des Sophas vergrabend.

Nun glaubte Devius seine Mission erfüllt: es strahlte, wie ein heiliger Triumph, aus seinen Augen, als er aufstand und sich Josefa mit einigen letzten, salbungsvollen und ernstmahnenden Worten empfahl, von denen sie nichts hörte. Er verließ die Gebrochene, vollständig beruhigt durch die Ueberzeugung, daß der Leib zum Heile der Seele leiden müsse, gleichwie auf dem Wege gen Damascus Paulus mit Blindheit geschlagen ward, um danach der eifrigste Jünger des Herrn zu werden. —

Als Heinz nach Hause kam, traf er Josefa noch in derselben Stellung an, in welcher Devius sie verlassen hatte.

Aufs höchste beunruhigt, richtete er sie empor und sprach ihr liebevoll zu: sie war in hellem Fieber und mußte schleunigst zu Bette gebracht werden; der herbeigerufene Arzt machte ein bedenkliches Gesicht. Gegen alles Erwarten zeigte sich jedoch schon am nächsten Morgen eine bedeutende Besserung, das Fieber fiel schnell und war am dritten Tage fast vollständig gewichen.

Heinz fand, aus dem Dienste heimkehrend, zu seiner freudigen Ueberraschung Josefa wieder außer Bett. Er eilte auf sie zu und wollte sie umarmen, war indeß nicht wenig bestürzt, als sie ihn zurückstieß und keinerlei Liebkosung duldete.

„Hast Du etwas gegen mich?" fragte er traurig.

„Nein," antwortete sie, „ich wüßte nicht was. Aber aufrichtig — es wäre mir lieber, Du ließest mich allein."

„Welche Laune, mein Schatz!" rief er aus. „Es ist beinahe, als ob ich Dir heute Widerwillen einflößte."

„Ja," sagte sie langsam und wie abwesend, „es ist beinah so."

„Aber Seppi, mein Herz! Hast Du denn heute Deinen Heinz gar nicht ein wenig lieb?"

Sie sah ihn forschend an und schüttelte dann betrübt den Kopf: „Es ist wirklich besser, Du läßt mich allein,

Heinz. Vielleicht finde ich Dich morgen wieder, wie Du mir früher warst."

„Nun, ich will gehen, da Du es willst, Seppl," sagte er traurig: er war es jetzt gewöhnt, sich nachgiebig in ihre Launen zu fügen, so sehr ihn diese auch befremden mochten. „Ich werde Baby besuchen, wenn er nicht schläft."

„Sieh zu!"

„Weißt Du denn das nicht?"

„Nein, ich bin schon lange Zeit nicht mehr drüben gewesen."

„Aber, Seppi, was ist das? Du, die Du sonst den ganzen Tag nicht von der Wiege wegzubringen bist!"

Sie zuckte die Achseln: „Ach, es ist immer dasselbe und wird schließlich auch langweilig!"

Heinz war wie vom Donner gerührt: was auch zwischen sie getreten sein mochte, niemals hatte er noch an ihrem Herzen zu zweifeln gehabt. Welch ein neuer Schatten war nun wieder zwischen sie gefallen, der sich sogar auf das holde, unschuldige Kind zu erstrecken vermochte?

Josefa's Betragen gegen ihren Gatten änderte sich in den nächsten Tagen keineswegs. Sie wich ihm, wenn irgend möglich, aus und verharrte in ihrer plötzlichen Gleichgiltigkeit gegen das Kind. Heinzens Verzweiflung über

diesen Gemüthszustand stieg von Tag zu Tag trotz der Beschwichtigungen des Arztes, welcher Apathie und Gleichgiltigkeit als eine natürliche Folge des Fiebers schilderte und versicherte, die wunderlichen Symptome würden unbezweifelt in kürzester Zeit wieder weichen.

Elftes Kapitel.

Still und in tiefster Niedergeschlagenheit erwartete Heinz die verheißene Aenderung in dem Zustande seiner Frau. Nach mehreren Tagen glaubte er endlich die ihm auferlegte Prüfungszeit abgelaufen und den finstern Bann gehoben, der über seinem Hause lag.

Josefa lief ihm bei seiner Heimkehr lebhaft und mit leuchtenden Augen entgegen und warf sich ihm in die Arme, wie in früheren Zeiten sehnsüchtiger Erwartung.

„Du guter, lieber Schatz!" rief sie aus. „Bist Du endlich zurück? Du weißt nicht, wie ungeduldig ich Dich erwarte. Ich muß Dir erzählen. Da, setze Dich!"

Er gehorchte ihr, sie in stummem Glücke auf die Kniee ziehend. Sie schlang den Arm um seinen Hals und flüsterte mit geheimnißvoller Stimme: „Denke Dir, Heinz, ich habe Besuch gehabt. Du wirst nie errathen, wen!"

„Nun, so sag' es nur schnell, Seppl! Du weißt, ich bin ungeschickt im Rathen."

„Aber Du darfst es nicht weiter erzählen, Heinz, es ist ein Geheimniß. Wenn ich nur ganz sicher wüßte, daß Du reinen Mund hältst. Sie würde sehr böse auf mich sein, wenn sie erführe, daß ich es ausgeplaudert habe, und dann ließe sie es mich vielleicht bitter entgelten.“ Sie starrte gedankenverloren und traurig vor sich hin.

„Ach, Herzchen, bin ich denn ein Schwätzer? Vor mir wirst Du doch wohl kein Geheimniß haben. Deine geheimnißvolle „Sie“ wird das gewiß nicht annehmen.“

„Sie hat mir's aber so dringend anempfohlen, und ich habe ja nur noch sie auf der Welt. Meine anderen Verwandten wollen ja alle Nichts mehr von mir wissen. Und wenn Pater Zakari darum wüßte, der ließe mir heimlich mein Kind vertauschen.“

„Aber, liebste Josefa, Deine Angst vor dem gestrengen Beichtvater macht Dich ganz wunderlich. Wie ist denn so Etwas überhaupt möglich?“

Sie wurde beinah böse: „Lache nicht, hörst Du? Sie hat mir es selbst gesagt, meine Cousine, die Jungfrau Maria.“

Diesmal fuhr Heinz zusammen, als habe ihn plötzlich und unerwartet eine Kugel voll in die Brust getroffen. In sprachloser Spannung hatte er den Blick angstvoll auf Josefa gewendet, welche indeß im ruhigsten Tone der Welt fortfuhr: „Sie hatte einen sehr dichten Pelz an und einen Schleier vor dem Gesicht, damit sie nicht alle Leute auf

der Straße erkennen sollten. Sie war sehr gut gegen mich und hat mich so liebevoll getröstet. Sie will bei dem lieben Gott Fürbitte für mich einlegen, damit er mir das gebrochene Versprechen vergiebt."

„Seppi, meine Seppi!" rief Palzow mit hervorbrechenden Thränen aus.

„Nicht wahr, sie ist gut?" fuhr Josefa unbehindert fort. „Und sie will noch mehr für uns thun. Sie hat mir versprochen, daß sich mir und Baby ganz gewiß die Himmelspforten erschließen werden. Nur, sagt sie, ich solle mich hüten, daß sie mir das Kind nicht vertauschen, denn dann nützt es Alles nichts. Ich würde ein fremdes Kind mit mir in den Himmel nehmen, während meins draußen bliebe, — o Gott, Heinz, das würde mir die Seligkeit vergiften!"

Sie hatte sich erhoben und sprach im wärmsten Eifer auf ihren Mann ein. Dieser aber war zusammengesunken unter der Wucht des Unglücks, das aus jedem ihrer Worte, wie ein Keulenschlag, auf ihn niederfiel. Josefa streichelte ihm das Haar.

„Sei nur ruhig, Schatz," sagte sie tröstend, „ich bin jetzt wieder ganz froh. Wir müssen nur wachen und aufpassen, daß sie uns das Kind nicht auswechseln. Pater Zakari darf es ja nicht wissen; er ist so böse auf uns und gönnt uns durchaus die ewige Seligkeit nicht. Aber siehst Du, es ist doch gut, daß ich so einflußreiche Verwandte habe."

Sie nickte Heinz zu und sah ihn mit jenem glückseligen Lächeln an, nach dem er seit so langen, trüben Tagen vergeblich gespäht hatte, und das ihm jetzt endlich erschien, um die traurigste Stunde seines Lebens zu besiegeln. Arme Josefa! Also diese düstere Wolke war es gewesen, die langsam über Deiner Seele aufgezogen war, um sie endlich völlig zu umnachten!

Abgesehen von ihrer fixen Idee, welche sich besonders darin äußerte, daß sie nicht mehr von der Seite des Kindes wich, war ihr nichts von einer geistigen Störung anzumerken. Sie ordnete wieder ihre häuslichen Angelegenheiten wie früher und mit der größten Klarheit an.

Der Arzt sprach sich dahin aus, daß er ihren Zustand für durchaus heilbar halte, es müsse nur so bald wie möglich Etwas für sie geschehen. So ward ihr denn, unter dem Vorwande, daß sie nach dem Wochenbette dringend einer Stärkung bedürfe, der Vorschlag einer Kaltwasserkur gemacht. Sie war nicht schwer dazu zu bewegen. Nur opponirte sie heftig, als sie sich von dem Kinde trennen sollte. Sie wollte durchaus nichts davon hören: sie sprach wieder ihre Befürchtungen aus, daß man in ihrer Abwesenheit das Kind auswechseln würde, und sie war nicht zu beruhigen, ehe man ihr nicht gestattete, es unter ihrer persönlichen Obhut zu behalten.

So reiste sie denn, von Heinz begleitet, ab. Der Kurort war hübsch und freundlich gelegen; Alles war

dort zweckmäßig und zur größten Bequemlichkeit der Kranken angeordnet. In dem Arzte lernte Heinz einen sehr verständigen, Zutrauen erweckenden Mann kennen, welcher mit seinem Collegen in der Hoffnung übereinstimmte, daß sich der Zustand der jungen Frau bald bessern werde. Es sei eine sehr erklärliche Folge der heftigen Erregungen, denen sie vor und nach dem Wochenbette ausgesetzt gewesen sei, einer Zeit, da Frauen zu abnormen Erscheinungen in der Gemüthsthätigkeit leicht neigen.

Heinz reiste einigermaßen beruhigt in seine Garnisonstadt und in sein trauriges, verlassenes Heim zurück. Er führte jetzt wieder im tête-à-tête mit seinem Burschen ein Junggesellenleben, welches alle Ungemüthlichkeiten desselben bot, während es der früheren Heiterkeit und Sorglosigkeit ermangelte. Rastlos und unthätig schlich er jetzt oft stundenlang von einem Raum in den andern, bald in Josefa's Zimmer verweilend, wo ihm jeder Gegenstand die geliebte Gestalt in einer ihrer gewohnten Beschäftigungen hervorzauberte; bald ruhte er in der Kinderstube, das Herz voll heißer Sehnsucht nach dem süßen Kindergesichtchen mit den großen, erstaunten Augen und nach den unarticulirten, stammelnden Lauten des kleinen Mundes. Jetzt war Alles hier still und öde, und er hing den Erinnernngen nach wie Einer, der vergeblich an den Ort irrt, wo er im Traume eine süße Stunde

verlebte, oder wie wir schmerzlich in den Zügen eines geliebten Todten etwas Altes, Wohlbekanntes, uns so Theueres suchen, das uns nicht mehr aus ihnen anspricht: die Manifestation eines individuellen Lebens.

Zu allen diesen Gemüthsqualen gesellten sich nun auch noch mancherlei materielle Sorgen. Er hatte Mühe, mit seiner Monatseinnahme allen an ihn gestellten Ansprüchen zu genügen, zumal durch die Krankheit seiner Frau Kosten auf Kosten entstanden.

Alles dies trug natürlich dazu bei, ihm den einsamen Aufenthalt zu Hause zu verleiden. Ihm graute vor den Erholungsstunden, da seine Gedanken nicht durch das tägliche, geschäftige Einerlei des militärischen Uhrwerkes betäubt wurden. Er mochte sie nicht im Kreise seiner unverheiratheten Kameraden verbringen, weil er die Kostspieligkeit ihrer bis zu später Nachtstunde andauernden Trinkereien scheute, mehr noch aber weil er wußte, wie viel und hoch im Regiment gespielt wurde und er der Versuchung nicht ins Antlitz zu schauen wagte: kannte er diese, seine besten Vorsätze erstarrenden Medusenzüge doch nur zu wohl!

Eines Abends jedoch, als die Ungemüthlichkeit und Melancholie seines Heimes allzu drückend auf ihm lasteten, ließ er sich überreden, seinen Freunden in das alte Kneiplokal zu folgen, wo die Kameraden, wenn sich ihnen nicht die Ressource der kleinen Provinzialgarnison, eine so-

genannte „Commisgesellschaft", bot, Abend für Abend unter Kneipereien, lockeren Anekdoten, Stadtklasch und Hazardspiel zu verbringen pflegten.

Da waren sie auch heute versammelt, dieselben alten Gesichter, Jeder noch auf seinem alten Platze, an demselben abgenutzten, jeder Eleganz entbehrenden, langen Tische, Jeder, wie früher, seine Lieblingsmarke neben dem Glase vor sich. Es kam Heinz vor, als hätte für jene Alle die Zeit nicht existirt, und als sei sie nur an ihm schwer und mit tief sich eingrabenden Spuren vorübergerollt, als wäre Jenen immer noch Gegenwart, was ihm längst Vergangenheit geworden.

An einem Ende des Tisches bemerkte er den dicken Moorbach neben dem kleinen Kronberg, Beide mit Karten in der Hand; ihnen gegenüber hielt der hübsche, leichtsinnige Buchenau die Bank.

Heinz setzte sich absichtlich ans andere Ende, bestellte sich eine Flasche Rothwein und hörte den Geschichten einiger bereits angeheiterter Kameraden zu, indem er sich zu lautem Lachen zwang, um die bis an sein Ohr dringenden Worte der Spieler zu übertäuben. Dennoch gelang es ihm mit dem besten Willen nicht, seine Aufmerksamkeit auf das Spiel zu concentriren. Immer klangen Stimmen dazwischen: „Noch eine Karte! Sieben — neun — kleiner Schlag — hat der Kerl ein Glück!" — Und immer lauter tönte es von dort herüber, mehr und mehr

Kameraden betheiligten sich an dem Spiele, während hier das Gespräch flauer wurde und die Heiterkeit in Müdigkeit überging. Heinz stürzte jedesmal, wenn der Ausruf eines Spielers besonders verlockend und quälend in seine Seele fiel, hastig ein Glas Wein hinunter, das sein Blut nur um so fieberhafter durch die Adern jagte. Endlich hielt es ihn nicht mehr. Er stand auf und trat hinter die Spielenden, mit glühenden Blicken die Karten verfolgend, welche Fortuna mit muthwilliger Hand umherstreute. Die Gewinne und Verluste wechselten schnell; nur der kleine Kronberg schien das Schooßkind der launischen Göttin. Vor ihm häuften sich Gold, Silber, Kassenscheine, in welche er mit achtloser Hand aufs Gerathewohl hineingriff, als handle es sich um Spielmarken.

O, nur ein einziges Mal wieder die Hand Fortuna's ergreifen zu dürfen! Nur einmal bei ihrer Berührung alle Pulse heftiger schlagen zu fühlen! Was in der Welt kommt diesem Momente gleich, der sich jedem Wissen, jedem Einflusse entzieht, da man sich machtlos in der Hand des Schicksals fühlt, jetzt ein Bettler und in der nächsten Minute ein Nabob! Wie schaal, wie geistlos erscheint die Theorie, welche die Welt als ein großes Schachbrett darstellt, auf dem schon jedes Bild im Voraus geregelt ist, die nothwendige Folge des allerersten Zuges einer jeden Umstand vorherberechnenden Meisterhand! Ist dem wirklich so, nun so laßt es uns wenigstens so oft

wie möglich vergessen! Jeder Augenblick, da es sich um Sein oder Nichtsein handelt, ist eigentlich nur gelebt, und je weniger sich sein Ausgang berechnen läßt, desto höher steigt sein Werth in der Schätzung. Ein Narr, wer sich aus eigenem Willen die einzigen lebenswerthen Stunden des Daseins abschneidet! . . . Und Heinz setzt ein Goldstück — er gewinnt! Dies ist das Handgeld des Dämons, dem er eine Zeit lang zu entrinnen versucht, und der ihn nun wieder seinem Dienste gewonnen hat. Er wird sich seiner harten Knechtschaft nie mehr entziehen, und Alles, was er von ihm fordert, wird er hingeben müssen, seine Liebe, sein Glück, sein Leben! —

Jetzt sind seine Abende schon ausgefüllt: wie früher sieht man ihn wieder als den Ersten und Letzten am Spieltische. Wagehalsig versucht er das Glück so lange, bis es die Geduld verliert und ihm den Rücken kehrt. Er aber hat keinen Gedanken mehr neben seiner tollen Leidenschaft. Die Aussicht, das die Nacht wieder ihr gehören wird, führt ihn leicht über die Einsamkeit und Trübseligkeit des Tages hinweg. Der Taumel, der ihn ergriffen hat, ist berauschend und unwiderstehlich. Er vermag ohne diese Aufregung fernerhin nicht mehr zu leben.

Jetzt giebt es keine Erinnerung, kein Gewissen mehr, das stark genug wäre, gegen die verderbliche Gewalt anzukämpfen. Josefa und das Kind sogar erscheinen wie

süße, verwischte Traumgestalten daneben. Er besinnt sich nicht mehr, das Geld herzunehmen, wo es sich ihm darbietet, und er findet überall leicht Gelegenheit, auf das „fabelhafte Vermögen" seiner Frau hin Schulden zu machen. Er selbst lebt in der festen Zuversicht, daß er bald all seinen Verpflichtungen nachkommen wird, daß der Tag des Glückes doch einmal aufgehen muß, der ihn für alle Verluste über und über entschädigen wird.

Eine Abwechslung zwischen diesem in seiner täglichen Wiederholung so aufregenden Einerlei ward Heinz durch ein Billet der Baronin von Rothenburg, welche ihm mittheilte, daß sie am nächsten Sonntag ein paar vertraute Freunde zum Essen erwarte und ihn mit Freude unter der Zahl sehen würde. Im ersten Augenblick war er von dieser Einladung, die so schlecht zu dem breiten schwarzen Rande des Briefes paßte, beinahe verletzt. Flüchtig zog es durch seine Erinnerung, daß er sich nach jedem seiner Besuche in Hückstedt gelobt hatte, nicht wieder hinzugehen. Bald aber kam er zur Ansicht, daß ihm eine kleine Zerstreuung wohl zu gönnen sei; auch daß es gerade in diesem Falle unzart aussehen könne, ihre Einladung abzuschlagen: hatte er doch kein Recht, sie in ihren Handlungen und Empfindungen zu hofmeistern.

Der nächste Sonntag sah also Heinz als Gast in Frau von Rothenburg's Salon. Hier traf er, außer einem Ehe-

paare aus der Gutsnachbarschaft, Buchenau, Kronberg und noch zwei andere Kameraden. Er wechselte mit der Herrin des Hauses ein paar Worte, in denen sie bedauernd ihr gegenseitiges Unglück berührten, abwechselnd seufzten und sich gerade anzusehen vermieden.

Die Baronin benahm sich übrigens in der schwierigen Lage einer erst seit so kurzer Zeit verwittweten Gastgeberin mit ausgezeichnetem Takt.

Es herrschte bei Tische eine gewisse, sanft abgetönte Heiterkeit, welche den Eingeladenen das peinliche Gefühl trauriger Erinnerungen benahm, während von Zeit zu Zeit ein Blick, ein leichter Seufzer der Wittwe daran gemahnte, daß sie noch tiefe Trauer trug. Man konnte es ihr wahrlich nicht übel nehmen, daß sie sich durch ein wenig harmlose Geselligkeit die schwere Schicksalsprüfung zu erleichtern suchte; sie hätte sonst, in der Einsamkeit des Landlebens und plötzlich von der Seite eines so innig geliebten Gatten gerissen, ganz melancholisch werden müssen! Das sah Jeder ein. Und so hatte die Baronin wieder mit zarter Hand den Weg zu den sonntäglichen Empfangstagen angebahnt.

Nachdem man den Kaffee getrunken und die Herren dem Genusse der Havanna gefröhnt, nahm das Ehepaar Abschied. Die Herren gaben vor, sich langsam zu einem Gleichen zu rüsten, doch als der Wagen der biederen Landbewohner um die nächste Ecke verschwunden war, ließen

sich die Zurückbleibenden ohne großen Widerstand von der schönen Wirthin noch zu einem Gläschen Bier nöthigen.

„Schade, daß unser Freund Palzow da ist," sagte die Baronin; — „o bitte, verstehen Sie mich nicht falsch! — Ich hätte sonst den Herren ein kleines Spiel vorgeschlagen. Aber Sie spielen ja nicht."

„Er spielt nicht!" — Und es entstand ein allgemeines Gelächter.

„Wie?" rief Frau von Rothenburg aus. „Er findet also, daß das Costüm der Tugend ihn nicht mehr kleidet? Um so besser! Also dann geschwinde — ich spiele heute mit! Ich brauche Zerstreuung — Aufregung!" Sie seufzte tief auf. „Mein guter Palzow, Sie halten die Bank!" —

Das Spiel fand erst ein Ende, als Heinz bis auf den letzten Heller ausgeplündert war. Er hatte heute wieder eine bedeutende Summe verloren und zwar an die schöne Wirthin selbst, die mit der größten Verwegenheit und dem beständigsten Glück gesetzt hatte. Sie verfolgte den von fieberischer Leidenschaft ganz hingerissenen Heinz bisweilen mit einem lauernden Blick, und es zuckte, jedes Mal wenn sie gewann, ein Strahl der Freude und des Triumphes in ihren Augen auf.

Die Herren verabschiedeten sich endlich; Heinz als letzter.

„Verweilen Sie noch einen Augenblick!" sagte Lola,

seine Hand festhaltend. „Der Diener sagt mir eben, daß beim Anspannen etwas am Geschirr geplatzt sei."

Es war kein Wort davon wahr. Sie zog Heinz mit sich in den kleinen, chinesischen Salon, wo sie ihm einen niedrigen Fauteuil anwies. Sie selbst ließ sich ihm gegenüber in einer ihrer graziös nachlässigen Posen auf einen Divan nieder. Abermals drängte sich Heinz die Beobachtung auf, wie so ganz diese Frau in ihrem originellen Reiz in diesen Rahmen passe, der nichts Gewöhnliches enthielt, von der wunderlichen Gestaltung jedes Möbels, von der bizarren Gravität der Pagoden an bis zu dem kleinsten Nippgegenstand, welcher ebenso getreu als künstlerisch der Natur in ihre launenhaften Gestaltungen folgte, — überall dies Gemisch kühnster Realistik und verwegenster Phantasie! Dazu der röthliche Schein verhängter Lampen und das unsicher flackernde Feuer des Kamins.

„Ich bin eine sehr unartige Wirthin, daß ich meine Gäste so ausplündere," begann die Baronin ihr Geplauder, als ob sie das Gleichgiltigste von der Welt sage. „Glücklicherweise, mein guter Heinz, weiß ich, daß Sie den kleinen Verlust leicht tragen. Sie holen sich schon noch Ihre Revanche."

„Eine so schöne Frau darf nicht davon sprechen, Revanche zu geben," versetzte der junge Mann mit vielsagendem Blick, indem er ihre aus dem schwarzen Aermel

des Kleides um so weißer hervorschimmernde Hand an die Lippen führte.

„Oh, oh, keine Galanterien! Ich bin jetzt eine Wittwe, mein Herr, da führt so etwas zu Consequenzen. Sie wissen, ein Gatte giebt Allem einen harmlosen Anstrich! Aber jetzt ..... doch ich vergesse immer, daß Sie kein Junggeselle mehr sind. Wie können Sie nur verheirathet sein, Palzow!"

Diese Worte berührten Heinz aufs Unangenehmste. Sofort trat ihm wieder das Bild seines ganzen Leichtsinns vor Augen: dort seine gute, geliebte Frau vom schrecklichsten Leiden erfaßt; hier er, der ihr Hab und Gut, ihre Sicherheit, ihre Zukunft in die vier Winde streute und sich nun von dieser Frau zu einem galanten Gespräche verführen ließ. Jetzt hatte er schon Lust aufzustehen und selbst nach dem zerrissenen Geschirr zu sehen.

Lola bemerkte jede Regung seiner Seele: sie war über Nichts erstaunt.

„Armer Freund", sagte sie, sich weit zu ihm hinüberbeugend und seine Hand erfassend. Dann trat eine kurze Pause ein. Heinz sah düster und verstört in die Flammen des Kamins, sie schaute begehrlich in das schöne, männliche Gesicht des jungen Offiziers.

„Heinz," begann sie wieder leise, „wir haben Beide unser Leben verfehlt. Was ich hätte werden und sein

können, das habe ich erst nach mancher Pilgerfahrt — hier erkannt! — Und Sie, beklagenswerther, lieber Freund . . . ja wohl, Heirathen ist doch eine ernstere Geschichte, als man sich's denkt, wenn man neben einem niedlichen Gesichtchen steht und in zwei naive Augen blickt, besonders, wenn das hübsche Bild einen eleganten Rahmen hat, der obenhin auf Mancherlei schließen läßt, — — und dann sagt man die drei verhängnißvollen Worte, und es ist geschehen!"

„Aber verzeihen Sie, Baronin . . ."

„Warum wollen Sie mir Etwas weiß machen, mein guter Palzow? Ich verfolge Ihr Leben wie mein eigenes. O, ihr Männer, die ihr um ein bischen Jugendfrische euer Lebensglück als Einsatz verspielt! Dann merkt ihr erst zu spät, daß so ein junges, harmloses Kind reizen, aber nicht fesseln kann. Das Leben hat auch praktische Seiten, und was verstehen solche Kinder von der Welt? Was ahnen sie davon, daß, wenn die rosigen Frühlingsblüthen in ihren Händen entblättert und verweht sind, ihr nach andern Zerstreuungen und Genüssen begehrt? Sie haben nur das Eine, und das geben sie immer wieder! Woher sollen sie auch gelernt haben, euch mit jedem Tage neu zu erscheinen, für jede Stunde eine andere Ueberraschung zu finden, das ewig Alte in ein immer frisches Gewand zu kleiden? Und das, Heinz, mußte die Frau verstehen, die Sie beglücken sollte! — Nun ist's

anders gekommen. Ihr habt Euch nicht auf die Länge verstanden. Das arme Kind hat den kurzen Tag des Glücks mit einer ewigen Nacht vertauscht. Und Sie suchen begierig nach Zerstreuungen, die Sie all' das Herzeleid vergessen machen sollen, — die Liebe wird bei Ihnen durch das Spiel ersetzt, und Sie stürzen, absichtlich die Augen schließend, ins Unglück. Ich weiß es wohl, — Sie sind ruinirt!"

Palzow sprang zornig auf. Er wollte etwas erwidern. Er fand Nichts auf diese letzte, direkte Wahrheit und besann sich darum auch nicht darauf, wie falsch alle ihre anderen Hypothesen waren.

„Hören Sie mich doch ruhig an, mein Freund," fuhr die Baronin lächelnd fort. „Wir plaudern, ich kann mich ja täuschen, und Sie belehren mich alsdann. Ich bin Ihnen, wie sie übrigens aus dem ganzen Gespräch ersehen können, sehr gut. Was gingen mich sonst Ihre Angelegenheiten an? Was suchte ich sonst nach einer Möglichkeit, Ihnen zu helfen?"

„Und haben Sie diese Möglichkeit vielleicht gefunden?" fragte Heinz mit einem bittern Lachen.

„Vielleicht," antwortete sie und rückte ganz ans Ende des Divans, so daß sie ihn fast berührte. Ihre Augen suchten unverwandt und blitzend die seinen, als wolle sie ihn fasciniren. „Das Leben wirft uns manchmal, um uns zu versöhnen, einen Zufall in den Schooß. Wo ist

der Gefangene, dem er nicht auf einen Augenblick die Fesseln gelockert, seinen Wächtern nicht eine Minute der Unaufmerksamkeit entlockt hätte? An dem Menschen aber allein liegt es, diesen Zufall zu erkennen, zu benutzen, der Befreiung entgegen zu fliegen. Ich, Heinz, ich kann Nichts als Ihnen sagen: Oeffnen Sie die Augen!"

„Und ich Thor vermag nichts zu erblicken!" versetzte Heinz mit ungeheuchelter Naivität. „Wenn Sie mir wirklich wohlwollen, so beweisen Sie mir jetzt Ihre Freundschaft, sprechen sie deutlicher!"

Sie aber lachte hart und spöttisch auf: „Sie werden Ihre Gelegenheit verpassen, mein Freund! Ich sehe, daß es hellerer Augen bedarf, als der Ihrigen. Lassen Sie sich sagen, daß es Dinge giebt, in denen eine Frau nicht die Punkte aufs I setzt! — Adieu, Palzow, Ihr Geschirr wird längst geflickt sein, Adieu! Gehen Sie nur heim in die alte Misère!"

Zwölftes Kapitel.

Wenige Tage später ward Heinz durch die Nachricht beglückt, daß seine Frau, als vollständig geheilt, aus der Anstalt entlassen werden könne. Täglich wartete er nun auf den Bescheid, sie nach Hause holen zu dürfen.

In der Hoffnung, daß während seiner Abwesenheit im Dienste ein diesbezüglicher Brief eingetroffen sein möchte, öffnete Heinz hastig die Thüre seines Schreibzimmers, — und mit einem Schrei der Freude drückte er Josefa an sein Herz! Dann fiel sein Blick auf den kleinen Erbprinzen, der nun schon in seiner rundlichen Gravität auf dem Arme der Wärterin saß und die stürmischen Liebkosungen seines Vaters stumm, mit großen, verwunderten Augen entgegen nahm. Dies war ein Tag unsagbarer Seligkeit und Freude: o, weit schöner, da Heinz nun das so schrecklich gefährdete Gut wieder gerettet in den Armen hielt, als da er es zum ersten Male sein eigen nannte! Was hatten sie sich nicht zu

sagen, zu erzählen! Und über Allem schwebte wieder der Hauch bräutlicher Poesie. Am Abend, nachdem der Kleine zu Bett gebracht worden, saßen sie wieder einander gegenüber im traulichen tête-à-tête, wie damals in den ersten, glückseligen Tagen ihrer Ehe. Heinz haschte wieder nach den schlanken Fingern, welche die Theemaschine handhabten, und Josefa rief ihn scherzend zur Ordnung.

„Höre auf, Liebling!" sagte sie lachend. „Ich habe jetzt etwas Ernstes mit Dir zu besprechen."

„Nun, das wäre? Du siehst ordentlich achtunggebietend aus mit Deinem wichtigen Gesichtchen."

„Es handelt sich auch um etwas sehr Bedeutsames. Du weißt, Heinz, Baby ist schon groß. Bald wird er laufen können und ist immer noch nicht getauft."

Heinz fühlte, daß ihm das Herz beinahe stille stand, als sie das so lang gemiedene Thema plötzlich so geradezu aufnahm. In Gedanken hatte er sich freilich längst auf diesen Augenblick vorbereitet und war entschlossen, wenn es sein mußte, jegliches Opfer zu bringen, um seiner Frau weitere Leiden zu ersparen.

„Gewiß, mein Herz," erwiderte er scheinbar ganz ruhig. „Ich bin, wie Du, der Meinung, daß wir die heilige Handlung je eher desto lieber an unserm Kinde vollziehen lassen, und daß es der Confession seiner vorzüglichen, kleinen Mama angehören soll."

Mit Thränen in den Augen, das Antlitz von einem glückseligen Lächeln verklärt, eilte Josefa auf ihn zu und schlang die Arme um seinen Nacken: „Du Guter, Du Lieber, wie danke ich Dir! Also Alles kannst Du Deiner Seppi zu Liebe thun! . . . Aber das verlangt sie nicht mehr von Dir. Es ist ein schwerer und bitterer Kampf gewesen, doch jetzt weiß ich, daß ich zu Dir gehöre, mein Mann, mein Einzigstes in dieser Welt! Dein Wille soll Deiner Familie fortan Gesetz sein, und Dein Sohn soll in dem Glauben seiner Väter aufwachsen."

Bei diesem Beschlusse blieb es. Acht Tage später ward der Kleine aus der Taufe gehoben: er erhielt den Namen Job, und Frau von Walter vertrat Pathenstelle.

Die erste Zeit verflog schnell im Glücke des Wiederfindens nach langer Trennung. Heinz schien sich an dem entbehrten Genusse des Heimes und der Familie nicht sättigen zu können, kein anderes Vergnügen zu ersehnen, als die Mußestunden an Josefa's Seite in der freien Natur zu verträumen, die Abende neben ihr beim summenden Theekessel zu verplaudern.

Doch ach! Die alte Leidenschaft schlummerte nur auf einen Augenblick, um nur zu bald wieder zu erwachen und stürmischer als je ihr Recht zu verlangen. Wenn die Stunde nahte, da Heinz sonst in die Kneipe eilte, so lief es, wie ein Fieber, durch seine Adern. Er konnte nicht

mehr stille da sitzen: unruhig schritt er im Zimmer auf und ab; vor seinen Augen schwirrten die Karten, in seinen Ohren summten verworrene Töne. Er hörte nicht mehr das sanfte, neckische Geplauder seiner Frau, antwortete zerstreut und verkehrt und entschuldigte sich dann mit übergroßer Anstrengung durch den Dienst.

Eines Abends hielt es ihn nicht mehr. Er bat seine Frau, ihn zu beurlauben: ein Mann fühle das Bedürfniß, sich einmal unter Kameraden auszusprechen! —

Jetzt, da der erste Schritt überwunden war, kannte Heinz keine Rücksicht mehr, um sich seiner Leidenschaft ganz hingeben zu können. Er fand jeden Abend eine andere Ausflucht, um auszugehen, bis dies zuletzt als etwas ganz Selbstverständliches galt und keiner Entschuldigung mehr bedurfte. War er anfangs noch einigermaßen in Zeiten heimgekehrt, so dehnten sich jetzt die Sitzungen am Spieltisch von Tag zu Tag länger aus. Gewaltsam mußten die Kameraden aufbrechen und ihn forttreiben. Die sanften Vorstellungen, welche ihm Josefa, um seine Gesundheit besorgt, ab und zu machte, scherzte er mit einer Neckerei oder Liebkosung hinweg. Sie ahnte ja nichts davon, daß eine so verderbliche Leidenschaft mit jedem Tage ihr Netz unzerreißbarer um den Gatten spann! Schien doch Heinz sonst in allen Punkten das Muster eines Ehemanns: stets gut gelaunt und liebenswürdig, immer nachgiebig und aufmerksam, ganz aufgehend in

dem Glücke, Vater zu sein, und in den Aussichten, welche sich wieder eröffneten.

Um diese gleichmäßige, heitere Freundlichkeit zu bewahren, bedurfte es freilich eines unglaublichen Leichtsinns: Jedem andern hätte der Gedanke an seine täglich wachsenden Verpflichtungen keine ruhige Stunde mehr vergönnt. Heinz lebte sorglos hin in der festen Hoffnung auf den nahen Tag des Glücks. Unterdessen häufte er Schuld auf Schuld, da er nur noch auf die höchsten Prozente Geldvorschüsse erhielt. Eins aber hatte er sich gelobt: Josefa sollte nie unter seiner Leidenschaft zu leiden haben. Eher würde er sich die Hand abhauen, ehe er Josefa's Eigenthum auf dem Spieltische verschleudern würde. Der Weg, auf dem er wandelte, war mit guten Vorsätzen gepflastert, doch weiß die Versuchung wohl, welch leichtes Spiel ihr hier gegeben ist: mit Vorliebe begegnet sie Einem auf diesem Pfade, und auch Heinz sollte nicht lange auf ihr Erscheinen warten.

Es traf sich, daß einmal der Geldbrief gerade anlangte, als Palzow ausgehen wollte. Er unterschrieb im Vorzimmer und steckte den Brief in die Brusttasche, wo er ihn vor der Hand vergaß.

Am Abend ging es besonders lebhaft zu: ein paar fremde Offiziere, welche hier zu allseitiger Zufriedenheit ein Pferdegeschäft abgeschlossen hatten, betheiligten sich nach einem reichlich mit Sekt begossenen Mahle am

Spiele, das bald eine außergewöhnliche Höhe erreichte. Heinz setzte womöglich noch verwegener als sonst und saß bald mit leeren Händen da. Seiner Gewohnheit gemäß wollte er nun Bons ausstellen: der Bankier, einer der fremden Offiziere, weigerte sich jedoch, anders, als um baar, zu spielen. Von den Kameraden mochte er nicht borgen, da er schon hier und da kleine Summen schuldig geblieben war und mit weiteren Anliegen auf saure Gesichter zu stoßen fürchtete. Und doch — jetzt aufhören! Jetzt, da sein Blut entzündet war und vor seinen Augen die kühnsten Sätze gewonnen und verloren wurden! Seine Augen glüthen, sein Athem ging hastig: er glaubte vor Hitze zu ersticken und öffnete ein paar Knöpfe seines Ueberrocks. Dabei glitt seine zitternde Hand über einen steifen Gegenstand — da, da war ja die Rettung aus dieser Qual, der Geldbrief! Er riß ihn hastig hervor, und strahlend, glückselig nahm er nun wieder am Spiele theil. Der Morgen dämmerte bereits als sich die Herren trennten. Beschämt und zerknirscht legte Heinz den Heimweg zurück: von dem Inhalte des Briefes blieb ihm so gut wie nichts mehr übrig. Nun freilich machte er sich die bittersten Vorwürfe, nannte sich mit den demüthigendsten Namen, die er von Niemandem als von sich selbst hingenommen haben würde. Er haßte, er verachtete sich! Da er aber von der Aufregung der Nacht überanstrengt und vollständig abgespannt war, fiel

er, zu Hause angekommen, auf sein Bett und schlief in einem Zuge bis an den nächsten Morgen den Schlummer, den das Sprichwort nur dem Gerechten zuertheilt.

Für nichts in der Welt hätte Heinz seiner Frau das beschämende Bekenntniß dieser letzten Vorfälle gemacht. Um ihr den augenblicklichen Geldmangel zu erklären, mußte er wieder zu einer Lüge seine Zuflucht nehmen. Er trug ihr eine ziemlich plausible, kleine Geschichte vor: sie war sehr bestürzt und in großer Verlegenheit, aber es fehlte ihm nicht an trost- und verheißungsvollen Worten.

Jetzt, da auch diese Schranke niedergerissen war, gab es nichts mehr, wovor er sich gescheut hätte, um sich mit Leib und Seele seiner unwiderstehlichen Leidenschaft hinzugeben. Sein Gewissen lehnte sich nicht einmal dagegen auf, daß er das tägliche Brod seines Weibes und seines Kindes verspielte. In der Wirthschaft herrschte keinerlei Regelmäßigkeit mehr. Das monatliche Haushaltsgeld hatte aufgehört: dafür übergab er seiner Frau ab und zu eine Summe, den Gewinn eines Abends. Und für all diese Unregelmäßigkeiten und Zufälle wußte er immer neue Lügen und Ausflüchte zu erfinden, welche Josefa in ihrer grenzenlosen Vertrauensseligkeit ohne den leisesten Zweifel hinnahm.

Sie lernte nun all' die kleinen Demüthigungen und Finten kennen, von denen sie nie eine Ahnung gehabt:

wie man einen Haushalt ohne sichere Grundlage durch alle Riffe und Klippen des Geldmangels hindurchsteuert; wie man bei den Lieferanten Rechnungen stehen, wie man sich vor seinen Gläubigern verleugnen läßt, wie man die Ungestümsten durch kleine Abzahlungen auf einige Zeit beruhigt. Aeußerte sie gegen Heinz etwas über diese Verlegenheiten, so suchte er ihre Beschwerden zugleich mit den Vorwürfen seines eigenen Gewissens zum Schweigen zu bringen, indem er selbst lauter klagte: es würden unsinnige Ansprüche an ihn gestellt! Wie könne auch ein Staat seine Diener so schlecht besolden und dabei so übertriebene Anforderungen an dieselben stellen! Ja, wenn sie noch eigenes Vermögen besessen hätten, wie Diese oder Jene, welche in Zeiten der Verlegenheit zusetzen und es später wieder beibringen könnten! Sie konnten sich ja unmöglich mit ihrer kleinen Rente einrichten, welche nicht genügte, um von der Hand in den Mund zu leben.

Josefa gab ihm in Allem Recht. Sie hatte von pecuniären Dingen nur eine sehr schwache Ahnung. Sie war nach seinen Reden ganz geneigt, sich für ein bettelarmes Mädchen zu halten, das ihren bedauernswerthen Gatten in die traurigsten Verhältnisse herabgezogen habe.

In solchen Augenblicken schlug Heinz wohl das Gewissen. Zerknirscht warf er sich seiner kleinen Frau zu Füßen und klagte sich an, daß er ein schlechter, gewissen-

loser Mensch sei, schwor ihr seine unveränderte Liebe, flehte ihre Verzeihung an. Josefa begriff ihn nicht. Unter tausend Küssen und mit der ehrlichsten Ueberzeugung seines blinden Spielerglaubens versicherte er sie, es würde binnen Kurzem Alles besser werden.

Dreizehntes Kapitel.

„Schon wieder ein Kind, und das erste kann noch nicht laufen!“

„Die Leute kennen offenbar das Sprichwort, eile mit Weile, nicht.“

„Unverantwortlich, daß sich eine so zarte Frau nicht mehr schont. Ich dächte, sie müßten sich noch mit Angst und Schrecken daran erinnern, daß ihr das erste Kind beinahe Leben oder Verstand gekostet hätte.“

„Was wollen Sie? Leichtsinn ist eben der Fabrikstempel aller seiner Handlungen.“

Mit dergleichen Bemerkungen ward die Nachricht aufgenommen, daß die Familie Palzow sich wieder um ein Mitglied vergrößert habe und zwar um ein kleines Mädchen.

Josefa überstand diesmal die schweren Stunden leichter. Die Alles verwischende Zeit hatte ihren Schmerz um den Verlust der mütterlichen Liebe gelindert. Ihr

Herz klammerte sich nun mit allen Fibern an Heinz: sie suchte in ihm das Vorbild jeder Vollkommenheit, ein Ideal an Herzensgüte, Ritterlichkeit und Wahrhaftigkeit. Wenn das Weh der Erinnerung oder die täglich wachsenden Sorgen des Hauswesens sie niederdrücken wollten, so schalt sie sich ihres Kleinmuthes wegen: wie durfte sie klagen, der das Glück beschieden war, einen solchen Gatten zu besitzen! In dieser Liebe fand sie, die Verzärtelte, Verwöhnte, Kraft genug, um durch jede Entsagung, durch völlige Entäußerung ihres Stolzes, ihrer Eitelkeit, ihrer Bequemlichkeit, für die Ihrigen Tag um Tag der quälendsten Sorge abzuringen.

So war die kleine Josefa eine jener Heldinnen geworden, welchen die Welt keine Lorbeern flicht. Wer ahnt denn, wie wenig die feurige Regung einer begeisterten Minute bedeutet neben dem Muthe, welchen das stündliche Ringen um die Existenz erfordert, einem Elend gegenüber, dem wir kein Ende absehen, dem immer neue Hydraköpfe wachsen, wenn wir eben unsere ganze Kraft erschöpften, ihm das Haupt abzuschlagen. Und sie machte sich nicht einmal ein Verdienst daraus: war sie, war die Familie nicht allein Schuld an Heinzens bedauernswerther Lage?

Das Schlimmste, das nur für sie noch ein Geheimniß war, ahnte die arme Frau nicht einmal, nämlich die Schulden, die Heinz machte, und deren Last sich täglich höher anhäufte. Schon fielen im Regimente einige Be-

merkungen darüber. Heinzens Rittmeister, der ihm von Herzen wohl wollte, warnte ihn hier und da durch eine Andeutung, welche indeß auf wenig fruchtbaren Boden fiel. Oftmals berieth Walter mit seiner Frau, wie das Palzow'sche Haus vor dem gänzlichen Ruin zu bewahren sei, bis sie endlich den Entschluß faßten, Josefa die Augen zu öffnen: wenn noch etwas Heinz retten konnte, so war es einzig das innige Verhältniß, das zwischen ihm und seiner Gattin bestand. Einmal zu dieser Erkenntniß gekommen, wartete Frau von Walter den Zeitpunkt ab, wo Josefa sich genügend von dem zweiten Wochenbett erholt haben würde, um den harten Schlag zu ertragen.

Nun saß sie neben der jungen Frau, von welcher sie sich ein Plauderstündchen erbeten hatte, und suchte nach Worten, um das schwierige Thema anzufassen. Wie sollte man von dem innern Elende des Hauses reden, so viel anscheinendem Luxus gegenüber! Ihr Blick streifte ein wenig verlegen über die koquette Einrichtung des Zimmers, über den mit feinstem Leinzeuge gedeckten Kaffeetisch, auf dem das schwere Silberzeug funkelte, über die Erscheinung der jungen Wirthin selbst, deren Kleidung, trotz mannichfacher, geschickter Aenderungen, um ihre Mängel zu verbergen, immer noch den Zuschnitt eines ersten Modehauses verrieth.

Frau von Walter bedurfte ihres ganzen Muthes, um die peinliche Ursache ihres Kommens zu berühren, um so

mehr als Josefa sehr bestürzt schien, daß man ihre Lage schon draußen ahne, und einige verzweifelte Versuche machte, um ein Mißverstehen der Freundin zu erheucheln.

„Hegen Sie keine falsche Scham vor mir," sagte diese endlich. „Stehe ich Ihnen nicht nahe genug? Habe ich Ihnen meine aufrichtige Freundschaft nicht genugsam bewiesen, um mir heute ein offenes Wort gestatten zu können, da ich in Ihrem Interesse nicht länger schweigen darf? Ich kann Ihnen nicht sagen, meine liebe Freundin, wie es mich schmerzt, wenn ich Sie mit der bewundernswerthesten Aufopferung einer unhaltbaren Situation die Stirn bieten sehe, zumal ich genau weiß, daß so viel Muth und Entsagung gänzlich verschwendet sind. Wie können Sie auch kämpfen, wenn Sie nicht einmal Ihren Feind kennen?"

„Was meinen Sie? Ich bitte Sie, sprechen Sie deutlicher!"

„Liebste Josefa, alle Mühe, durch geschickte Manöver Ihren Hausstand noch eine Weile im alten Geleise weiter fortzubewegen, ist vergeblich. Ihre kleinen Ersparnisse sind ja nur ein Tropfen ins Meer der Schulden, welches täglich um Ihren Gatten steigt und seine Stellung aufs Gefährlichste bedroht."

Josefa war kreideweiß geworden: „Schulden, Schulden sagen Sie? Und das Alles verschweigt er mir! Alle seine Sorgen verschweigt er mir, der brave, edelmüthige Mann!" Thränen traten ihr in die Augen. „O mein

Gott, daß ich, die ich ihn so sehr liebe, ihn so tief ins Elend stoßen muß! Bin ich denn wahrlich, wahrlich der Grund zu all seinem Unglück, zu seinem Verderben?"

Frau von Walter ergriff ihre Hände: „Aber, mein Gott, wer sagt denn das? Das fehlte auch noch, daß Sie sich anklagen, da er nicht Tage genug zu leben hat, um Ihre Verzeihung zu erflehen! Wie sollen denn Sie, kleine Unschuld, die traurigen Verhältnisse zu verantworten haben?"

„Ich wußte ja Nichts von Geldsachen," jammerte Josefa. „Ich wußte ja nicht, daß mein Vermögen viel zu gering sei, um eine Familie zu erhalten! Hätte ich auf die Vorstellungen meiner Mutter gehört und den Unglücklichen nicht an dies Jammerloos gefesselt!"

„Was sind denn das für Geschichten?" fuhr die Andere auf. „Hat er Ihnen das vielleicht auch weiß gemacht? Aber, liebes Kind, haben Sie denn wirklich so wenig Einsicht in Geldsachen, daß Sie sich nicht sagen, wie schön Sie früher von Ihrer Einnahme gelebt haben, die jetzt nirgends mehr langt?"

„Die Kinder . . ."

„Warum nicht gar? Habe ich ihrer nicht fünf mit einer viel kleineren Zulage durchgefüttert, ehe mein Mann Rittmeister wurde? Es liegt doch klar auf der Hand, daß die großen Summen einen andern Weg gehen."

„Einen andern Weg? Heinz ist ja der genügsamste Mensch von der Welt. Ich weiß bestimmt, daß er für sich Nichts braucht.“

„Wissen Sie das wirklich so bestimmt? Ist Ihnen auch gar Nichts in seinem Betragen aufgefallen? Haben Sie sich denn noch nie gefragt, wo er Abend für Abend seine Zeit verbringt?“

„Wo anders, als mit seinen Kameraden?“

Frau von Walter wußte nicht mehr, was sie zu dieser Harmlosigkeit sagen sollte: „Aber, liebste Freundin, begreifen Sie denn nicht, daß man von einer Leidenschaft beherrscht sein muß, um sich alltäglich bis in die Morgenstunden hinein fesseln zu lassen?“

Jetzt sprang Josefa plötzlich empor.

„Schweigen Sie! Schweigen Sie!“ rief sie aus. „Ich weiß jetzt Alles: seine Frau ist ihm hausbacken geworden! Sie ist durch Sorgen und Krankheit gealtert! O mein Gott, ist denn Heinz wie alle Männer, — undankbar und veränderlich?“

„Sie täuschen sich . . . .“

„Sie haben schon zu viel gesagt, um es wieder zurückzunehmen! Warum sagen Sie das Demüthigende nicht gleich, das ja doch schon alle Welt weiß? Heinz hat eine Geliebte!“

„Sie irren sich, liebe Josefa! Bewahre, Herr von Palzow ist Ihnen treu. Er sitzt wirklich Abends

mit den Kameraden zusammen und — nun, begreifen Sie immer noch nicht, wo das Geld hingeht?"

„Er spielt," sagte Josefa tonlos. Sie war ganz zusammen gesunken und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt. Frau von Walter schnürte sich das Herz zusammen bei diesem stummen Jammer. Sie suchte nach Trostworten, die ihr selbst banal und nichtssagend vorkamen.

„Geben Sie sich keine Mühe, mich zu beruhigen," sagte Josefa plötzlich emporblickend in großer Aufregung. „Nicht das Geld, nicht die gefährdete gesellschaftliche Stellung sind es, deren Verlust mich so kränken könnten. Ach, was hätte ich nicht darum gegeben, Heinz zu behalten, meinen Heinz, den ich mir so edel, so gut, so wahrhaft träumte!"

„Mein liebes Kind," versetzte Frau von Walter, welche vor allen Dingen eine praktische Frau war und sich nicht gern lange bei unnützen Gefühlsäußerungen aufhielt, „es ist einmal nicht anders, wir Frauen sind alle dazu bestimmt, den größten Theil unserer Illusionen in der Ehe einzubüßen. Man muß sich damit abfinden. Sie werden darüber hinwegkommen, wie Andere auch, und Sie werden wieder glücklich werden, wenn erst die äußeren Verhältnisse geordnet sind." Josefa lächelte bitter und ungläubig. „Nehmen Sie jetzt all Ihre Gedanken zusammen, um die nächstliegende Gefahr abzuwehren.

Würden die Klagen der Gläubiger Ihres Gatten nur um ein Weniges lauter, so wäre seine Stellung in der Armee verscherzt. Um ganz offen zu sein, mein Mann hat mir aufgetragen, Ihnen dies unter der Hand mitzutheilen, und ich zweifle nicht, daß Sie, die liebevolle, muthige, kleine Frau, Mittel und Wege finden werden, dieses Geschick abzulenken."

„Aber wie? Wodurch? . . . Verzeihen Sie mir, der Kopf ist mir ganz wirr, ich kann so schwer einen Gedanken fassen . . ." entgegnete Frau von Palzow, welcher solche praktische Erörterungen wirklich fremd waren.

„Nun, meine liebe Freundin, reden Sie vorerst Ihrem Mann ordentlich ins Gewissen, — aber ordentlich, hören Sie? — und nehmen Sie ihm alsdann das Ehrenwort ab, von jetzt ab dem Spiel zu entsagen. Dann wenden Sie sich an Ihre Mutter, die eine wohlhabende Frau ist, malen ihr in rührenden Farben Ihre Noth aus, bitten recht herzlich um ihre Hilfe und . . ."

„Wie kann ich das?" rief Josefa aus. „Sie hat mich verstoßen. Sie will Nichts mehr von mir und den Meinen wissen. Auch würde Heinz zu stolz sein, nach dem Vorhergegangenen wieder ihre Hilfe anzuflehen."

„Würde er das? Es giebt doch Situationen im Leben, wo unser Stolz gar sehr vor der bittern Noth zusammenschrumpft."

„Sie könnten Recht haben," entgegnete Josefa wieder

mit ihrem Lächeln voll Bitterkeit und Enttäuschung. „Aber meine Mutter wird mir nicht helfen.“

„Sprechen Sie nicht so! Sie sind doch selbst Mutter! Es ist ja möglich, daß man seinem Kinde zürnt, es mit Härte von sich stößt, aber doch nur solange man es glücklich weiß. Wenn jedoch die greifbare, schreckliche Noth an dies Kind herantritt, — glauben Sie denn wirklich, daß sich da das warme Gefühl noch länger zurückdrängen ließe?“

Josefa schüttelte halb ungläubig den Kopf: „Ach, meine Mutter hat ein gutes Herz, aber sie steht unter einem unerbittlichen Einfluß.“

„Nicht so verzagt! Glauben Sie mir, die ich doch weiß, wie eine Mutter empfindet! Da ist kein Einfluß der Welt, der das Mutterherz zum Schweigen bringen könnte. Scheint es Ihnen denn möglich, das man, was mit so viel Schmerzen und Aengsten theuer erkauft wurde, wie eine werthlose Sache von sich wirft? — Sehen Sie, ich habe mehr Vertrauen zu Ihrer Mutter, die ich doch nur von ihrer strengen Seite kenne, als Sie, die selbst ihre Herzensgüte loben. Denken Sie doch nur, daß es Ihre, Ihres Gatten, vor allen Dingen Ihrer Kinder Zukunft gilt, und gewiß, Sie werden die rechten Worte finden, Ihre Mutter zu rühren und zu versöhnen, und Ihre Familie vor Schmach und Noth zu retten.“

Die gute Frau, stets bereit, das Beste anzunehmen,

verließ Josefa endlich unter tausend freundlichen und ermuthigenden Trostworten.

„Und vor allen Dingen, daß Sie dem leichtsinnigen Vogel, Ihrem Manne, ordentlich ins Gewissen reden!“ empfahl sie ihr noch auf der Schwelle an.

Dieses Letzte war nun unnütz. Josefa hätte ohne dies die Bitterkeit, von der ihr Herz überquoll, nicht in sich verschließen können. Kurz vor dem Abendessen kam Heinz nach Hause. Das Mahl verlief schweigsam, trotz aller Versuche seinerseits, ein Gespräch anzuknüpfen. Kaum war es beendet, als er auch schon aufsprang, um mit einem freundlichen, wenn auch flüchtigen „Gute Nacht“ davon zu eilen. Josefa hielt ihn jedoch zurück. Sie wollte ruhig scheinen, aber ihre Stimme klang heiser und bebend: „Nein, warte noch, Heinz. Ich habe mit Dir zu sprechen.“

Sie führte ihn in sein Arbeitszimmer und schloß sorgsam die Thür hinter sich zu. Dann deutete sie ihm an, sich nieder zu setzen und nahm selbst, zu seinem größten Erstaunen, nicht ihrer Gewohnheit gemäß neben ihm, sondern ihm gegenüber Platz.

Heinz war betroffen von diesen feierlichen Vorbereitungen. Mit einem etwas gezwungenen Lächeln sagte er: „Komm zur Sache, mein Herzchen! Ich habe nicht viel Zeit zu verlieren.“

Sie warf ihm einen kalten, an Verachtung grenzenden

Blick zu: „Du wirst Dich schon entschließen müssen, Dein Vergnügen für diesen Abend aufzugeben, um Deiner Frau Gesellschaft zu leisten.“

Von allen Dingen, welche Josefa ihm hätte abverlangen können, war dies vielleicht das Einzige, was er ihr nicht zugestehen mochte; seine fieberhafte Leidenschaft begehrte heftig ihrer Befriedigung.

„Aber, liebes Kind, welch seltsames Verlangen! Hast Du nicht den ganzen Tag, um Dich mit mir auszusprechen? Warum gönnst Du mir denn nicht die kleine Erholung? Morgen, wenn Du es durchaus willst, werde ich bei Dir bleiben, aber heute ist es wirklich unmöglich. Wir . . . wir feiern den Geburtstag Buchenau's und . . .“

„O schweig!“ rief sie in hell auflodernden Zorne, „schweig doch endlich mit Deinen elenden Lügen! Wie lange denkst Du mich denn noch zum Narren zu halten? Als ob ich nicht wüßte, daß kein wahres Wort mehr aus Deinem Munde geht!“

„Josefa!“

„Es ist unnütz, daß Du Dich in Wuth setzest. Ich kenne Dich jetzt, und Du mußt schon darauf verzichten, mit meiner albernen Vertrauensseligkeit zu spielen.“

„Ich möchte Dich doch bitten, mir für Deine empörenden Beleidigungen eine Erklärung zu geben.“

„Beleidigt Dich die Wahrheit so tief? Nun, so wage

doch, mir auch noch abzuleugnen, daß Du vor Begierde vergehst, heute, wie alle Tage, das Vermögen Deiner Frau, das Brot Deiner Kinder auf dem Spieltisch zu verschleudern! Nun, hast Du nicht wieder eine Deiner trefflichen Ausflüchte bei der Hand, um mich meines Irrthumes zu belehren?"

„Um Gottes willen, Josefa, sei doch nicht so ungerecht! Man hat Dir vielleicht boshafterweise hinterbracht, daß ich mich einmal habe hinreißen lassen . . . wer kann denn anders, wenn Alles um Einen her spielt, — man riskirt, sich lächerlich zu machen . . ." Er hoffte immer noch, die Situation für sich zu retten.

„Genug, genug!" unterbrach sie ihn sehr heftig. „Lüge kein Wort weiter hinzu, wenn Du Dich in meinen Augen nicht ganz herabsetzen willst. So habe doch wenigstens die Stirn, für Deine Handlungen einzustehen! So verleugne doch Deine Leidenschaft nicht, wie Du Weib und Kind verleugnet hast! So tritt doch auf, wie ein Mann, und sage: ich liebe das Glück mehr als Alles andere in der Welt, darum habe ich auch nicht gezögert, ihm euer ganzes Glück zu opfern!"

„Josefa, Josefa, höre mich . . ."

Sie aber vernahm Nichts. Die Hände ringend, wie im Selbstgespräche, fuhr sie fort: „Nichts habe ich mehr, Niemand mehr in der Welt als ihn! Ihm habe ich meine ganze Vergangenheit geopfert, und jeder Schmerz, den

ich um seinetwillen erdulden mußte, war mir noch eine Wonne! Habe ich ihn doch höher gestellt als meine Mutter, meine Kinder, meinen Gott! Und das Alles verschwendet, weggeworfen an einen Unwürdigen!"

Jetzt wußte Heinz Nichts mehr zu antworten. Sie hatte Recht, tausendmal Recht! Er war ein Elender, Nichtswürdiger. Wie durfte er ihr in diesem Augenblicke sagen, was er heißer als je fühlte, daß er sie von Grund seiner Seele liebe, und daß ihm keine Strafe härter treffen könne als ihre Mißachtung? Was hatte er gethan, damit sie ihm noch glauben sollte?

Sie ging unterdessen im Zimmer auf und ab, ein kleines Taschentuch in den Händen konvulsivisch zerdrehend, bis sie endlich vor Heinz stehend bleibend, ihm hart und erbarmungslos Alles ins Gesicht schleuderte, was aus ihrem Innersten emporgährte.

„Bin ich thöricht, bin ich leichtgläubig genug gewesen? Ja wohl, meine Harmlosigkeit grenzte schon zu sehr an Dummheit, als daß ich Dich hätte rühren können! Und in Dir, in Dir habe ich ein Ideal gesehen!" Sie lachte trocken auf. „Deine Güte, Deine Ritterlichkeit habe ich bewundert! Deine Güte, die Dich nicht verhinderte, die Deinen dem Elend preiszugeben, die Dich ruhig zusehen ließ, wie ich mich geistig und körperlich zermarterte, um Dir und unsern Kindern das tägliche Brot zu schaffen! Deine Ritterlichkeit, die Dich nicht abhielt, Deine Stellung,

Deine Ehre aufs Spiel zu setzen und Leuten Geld aus der Tasche zu locken, welches Du ihnen nicht ersetzen kannst! — Oder vielleicht Deine Aufmerksamkeit gegen mich? O pfui über die paar faden Schmeicheleien und Zuvorkommenheiten der gewöhnlichsten Galanterie, mit denen Du Dein Gewissen zu belügen suchtest, wie Du mich belogst! O mein Gott, mein Gott, das ist das Schlimmste, das Du meinen Glauben an Deine Wahrhaftigkeit zertrümmert hast; hätte ich doch für sie mein Leben und meine Seligkeit verbürgt! Wie werde ich das je vergessen können? Alle diese schmachvollen Winkelzüge Deiner Feigheit werden mich verfolgen, bis ich verachte, was ich dereinst anbetete! Ja, Pater Zakari hatte doch Recht: Gott straft mich hart."

Sie sank in den Lehnsessel, und ihre ganze zarte Gestalt erbebte unter wildem Schluchzen. Heinz war vollständig vernichtet. Er warf sich zu ihren Füßen nieder und verbarg das Antlitz in den Falten ihres Kleides.

„Du hast Recht, Josefa," stammelte er. „Du hast Recht, mich zu hassen, zu verfluchen! Ich habe ja Deine ganze Existenz geknickt, ich Elender, dem Du so viel gegeben, dem Du immer nur gespendet und wieder gespendet hast! Du hast Recht, ich war ein Feigling: wie konnte ich Deiner Reinheit, Deiner harmlosen Unbefangenheit den Grund der Verderbniß, der unlautern Leidenschaft zeigen, welcher mich so zu handeln trieb? Ich fürchtete

mich, ja, ich gestehe Dir das ein, denn es war vielleicht der einzige Zug, welcher bewies, daß noch nicht alles moralische Gefühl in mir verstorben sei, ich fürchtete mich, Deine Liebe, Deine Achtung zu verlieren. Ach, Josefa, es ist eine schreckliche Leidenschaft, die mich beherrscht! Anfangs glaubte ich sie durch Deinen guten Engel besiegt: aber als Du mich verließest, wich auch der schützende Geist. Ich weiß selbst nicht, wie es mich das erste Mal wieder überkam, — und dann war ich verloren! Nun hatte ich Alles compromittirt, unsere häusliche Ruhe, unser Vermögen, meine Stellung, meine Ehre. Immer stachelte mich eine neue Hoffnung an, das Eingebüßte wieder zu gewinnen, Alles mit ein paar glücklichen Schlägen zu retten, — ach, es war nur, um desto tiefer in den Sumpf zu versinken, aus welchem ich einen Ausweg suchte. Josefa, höre mich, ach, höre mich nur noch dieses einzige Mal! Du hast mich ja so innig, so aufopfernd geliebt, wie nie ein Weib geliebt hat! Ist es denn möglich, daß ich Dein Herz auf ewig verloren habe? Du starke, muthige Heldin, hast Du nicht mehr die Kraft, dies eine, o gewiß, nur dies eine Mal noch zu vergeben? Rette mich, Josefa, rette mich! Bei Dir allein ist noch die Macht, mich der schrecklichen Gewalt zu entreißen. Sieh, dies ist die schönste Aufgabe, die Dir Gott stellen konnte. Hab' Erbarmen mit meiner armen, verirrten Seele! Denk' an unsere schöne, einstige Liebe! Denk'

an unsere armen, schuldlosen Kinder! Erbarme Dich, Josefa, verwirf mich nicht!“

Es lag etwas Ergreifendes in seinem aufrichtigen Schmerze und in seiner demüthigen Reue. Sein Flehen konnte nicht lange vergeblich an Josefa's weiches Herz, an ihre Großmuth, ihr religiöses Gefühl appelliren. Und nun gar, als er die Erinnerung an ihre Liebe, an ihre Kinder herauf beschwor!

„O Heinz,“ sagte sie endlich mit leiser Stimme, „ich habe Dich zu lieb .... ich bin schwach .... Wirst Du mir's vergelten, wenn ich Dir heute vergebe? Ist es denn noch möglich, daß Du der entsetzlichen Leidenschaft entsagst?“

„O Gott, Josefa, wie gut, wie groß ist Dein Herz! Ich werde auf Dich schauen, und jeder unreine Gedanke wird aus meiner Seele entfliehen. Versage mir nur Deinen liebevollen Beistand nicht, und Du wirst sehen, wie ich Alles außer Dir vergessen werde. Ich schwöre es Dir, Josefa, bei Allem, was ich noch an irdischer Glückseligkeit erhoffe!“

Vierzehntes Kapitel.

Die wieder versöhnten Gatten suchten nun gemeinsam nach einem Mittel, sich aus der schlimmen Lage zu befreien, und fanden nichts Besseres, als Frau von Walter's Rath zu befolgen und sich an Josefa's Mutter zu wenden.

Auf den Brief, in welchem die junge Frau mit den rührendsten Worten ihre traurige Lage schilderte und die Verzeihung ihrer Mutter erflehte, erfolgte diese Antwort:

„Meine liebe Tochter,

Obschon Pater Zakari Dir mitgetheilt hatte, daß ich mich nach Deiner unchristlichen und unkindlichen Handlungsweise von Dir losgesagt habe, war es mir doch beim Lesen Deiner Zeilen unmöglich, meinem mütterlichen Herzen Schweigen zu gebieten. Mein armes, armes Kind! Wie schnell hat Dich der Zorn des Allmächtigen getroffen! Wie bald hat er eine harte Strafe über Dich verhängt! Mißachte diesen väterlichen Fingerzeig Gottes nicht! Wen

der Herr liebt hat, den züchtiget er, sagte Pater Zakari. O wenn Du den würdigen Mann doch so schön, so zum Herzen dringend reden hören könntest, gewiß, Du würdest Dein Herz nicht gegen den Wink des Herrn verhärten, Du würdest auf den rechten Pfad zurückkehren, ehe es zu spät ist!

„Ich habe mit dem heiligen Manne Gottes lange Zeit berathen, wie Dir zu helfen sei. Ich kann Dir allenfalls meinen Rath angedeihen lassen. Meine direkte Hilfe muß ich Dir aber vorläufig versagen, da Du weißt wie sehr ich mich einzuschränken habe, und weil ich nicht einem Abtrünnigen der Kirche, welcher auch Dich mit ins Verderben zu reißen trachtet, eine so bedeutende Summe zukommen lassen darf, die ich unserer Kirche und unseren Armen entziehen müßte: denn, meine Josefa, schreitest Du auf dem betretenen Pfade weiter, so werde ich Dich selbstverständlich dermaleinst nicht zu meiner Erbin einsetzen können. Mit Vorwürfen will ich weder Dich, noch Deinen unverantwortlich leichtsinnigen Mann überschütten: Ihr habt Beide zur Genüge bewiesen, wie sehr Ihr die mütterlichen Ermahnungen mißachtet. Mein Rath aber ist folgender: entledigt Euch baldmöglichst Eurer Schulden, die mit jedem Tage wachsen. Du hast Dein väterliches Vermögen, über welches Dir freilich erst in länger als einem halben Jahre die Verfügung frei steht. Jedoch habe ich auf Pater Zakari's Rath hin mit Deinen Vormündern Rück-

sprache genommen, welche bereit sind, die nöthigen Schritte zu thun, um Dich baldmöglichst zu emancipiren. Die Hälfte Deines Vermögens wird freilich daraufgehen, die Schulden Deines Mannes zu tilgen. Es bleibt Dir dann noch eine Rente übrig, von der Ihr mit den Kindern nicht sterben noch leben könnt. Die Leidenschaft, deren Beute Dein Mann geworden ist, gehört zu denjenigen, die Niemand überwindet. Solltest Du also bei Deiner Erziehung für die ersten und reichsten Kreise dennoch den Muth haben, gegen Hunger und Kummer anzukämpfen, so wird Dein Gatte jedenfalls Gelegenheit finden, Dich in kürzester Zeit gänzlich zu ruiniren.

„Dies, mein Kind, enthält den alleinigen Rath und die Hilfe, welche ich Dir zu gewähren im Stande bin, wenn Du auf dem bisherigen, Deinem Gott wie Deiner Mutter treulosen Lebenswandel verharrst.

„Aber die göttliche Liebe ist ebenso geduldig, ebenso erbarmungsreich, wie die mütterliche. Mit weit geöffneten Armen bin ich jeden Augenblick bereit, Dich und Deine Kinder wieder aufzunehmen, wenn Du zu mir und in den Schooß Deiner Kirche zurück zu kehren gesonnen bist. Schlage die Mahnung des Allmächtigen nicht leichtfertig in den Wind, wenn Du nicht willst, daß seine Hand noch schwerer auf Dir laste! Sieh, ich biete Dir den alten Platz in meinem Herzen wie in meinem Hause, wenn Du Dich von Deinem unwürdigen Gatten lossagst. Hat er

Dir nicht genugsam bewiesen, wie wenig Du ihm bist, die Du ihm mit Deinem Vermögen eine angenehme Stellung gewährtest, von dem Schatze Deines liebevollen Herzens gar nicht zu sprechen? Kannst Du Dich denn besinnen, ihn aufzugeben, der Dich und seine Kinder gewissenlos und herzlos der peinlichsten Lage preisgab? Kannst Du denn noch wählen zwischen dem Loose in den Armen einer liebevollen Mutter, in ihrem gemüthlichen Hause, in einem Kreise, dem Du durch Erziehung und Familie angehörst, der gesicherten Existenz Deiner Kinder, vor allen Dingen der Ruhe Deines Herzens in Gott, und dort — dem Leben täglicher Einschränkung und Noth an der Seite eines Mannes, dem Du Nichts bist, und der Dich und Deine Kinder bald dem bittersten, materiellen Elend zuführen wird, nachdem er eure Seelen verloren hat? Gehe reiflich mit Dir zu Rathe, mein Kind, ehe Du Dich entscheidest; laß Dich nicht von einer falschen Großmuth hinreißen, und bedenke wohl, daß Niemand sich besinnen darf, die irdische Liebe der göttlichen zu opfern. Wollte Gott, ich könnte mit der himmlischen Begeisterung, mit der tiefen, überzeugenden Einsicht und Beredtsamkeit unseres vortrefflichen Seelsorgers zu Dir reden — ach Seppl! Ich sehne mich so sehr nach Dir! Komm, mein Kind, komm wieder zurück an das Herz

Deiner Mutter!"

Dieser Brief, welcher gewiß in der besten Absicht und mit einer wahren Regung mütterlichen Gefühls von Frau von Wilmaczek verfaßt war, hatte nur das Resultat, Heinz aufs Heftigste zu empören, und Josefa aufs Tiefste zu verletzen.

Die junge Frau dankte ihrer Mutter in sehr kühlen Worten für ihre Bemühungen bei den Vormündern und fügte hinzu, daß sie, welche die Tage des höchsten Glückes ihrem Gatten danke, denselben gewiß nicht in den Tagen der Schicksalsprüfungen verlassen werde.

Die Formalitäten, ihre Emancipation betreffend, wurden nun so schnell wie möglich erfüllt und alsdann die Schulden Palzow's getilgt. Frau von Wilmaczek hatte Recht: beinah die Hälfte von Josefa's Vermögen ging hierbei verloren, doch blieb dem jungen Ehepaare immer noch eine Rente übrig, welche ermöglichte, bei großer Sparsamkeit in der alten Stellung weiter zu leben.

Der Haushalt wurde nun aufs Bescheidenste eingerichtet; die Equipage, die früher für „anständige Leute" so dringend nothwendig erschien, war das erste, was abgeschafft wurde. Herr von Palzow behielt nur noch die unentbehrlichen zwei Pferde im Stalle.

Er fügte sich übrigens in jede Einschränkung mit der freundlichsten Willfährigkeit. Sich selbst wollte er Nichts mehr gönnen, was einem Luxus ähnlich sah. Er war jetzt von einem wahren Aufopferungsfieber erfaßt.

Bis alle Angelegenheiten geordnet nnd berichtigt waren, hatte Heinz nicht Zeit, an etwas Anderes zu denken. Stündlich erinnerte ihn ja Eins oder das Andere an seine Verirrungen und an die Opfer, welche seine Frau ihm mit stets gleicher Liebe und Zartheit brachte. Nachdem diese Schwierigkeiten jedoch überwunden, fühlte er wieder die ganze Last der ihm auferlegten Entsagung. Es ging ihm, wie jenen Morphiomanen, welche, plötzlich von dem geliebten Gifte getrennt, immer wieder von wildem Verlangen danach gepackt werden und in ihrer unbefriedigten Begier schier verschmachten. So sehr er die Qual seiner Sehnsucht nach der verbotenen Frucht zu verbergen trachtete, es konnte ihm doch nicht gelingen, das in liebevoller Sorge wachende Auge Josefa's zu täuschen; nur zu genau beobachtete sie die stürmischen Angriffe der Versuchung, die Anfälle wilder Sehnsucht, welche an seiner Seele rissen, und welchen er mit Aufgebot aller seiner moralischen Kräfte zu widerstehen hatte. Dies ungestillte Verlangen fing auch an, seine körperlichen Kräfte zu zerrütten; bald waren es Stunden tiefster Niedergeschlagenheit, bald leichte Fieberanfälle, welche an ihm zehrten.

Josefa sah dies Alles mit steigender Angst. Sie suchte nach einer Erleichterung für die schwere Uebergangsperiode. Man rieth ihr, um Heinz zu zerstreuen, ihn zu einer kleinen Reise zu bewegen. Er wollte davon nichts wissen: Josefa sei eine Erholung weit nothwendiger, er wolle

nichts Unnützes für seine Person verschwenden. Josefa dagegen konnte die Kinder nicht verlassen, und eine Reise mit der ganzen Familie würde viel zu hohe Kosten verursachen. Ihrer unermüdlichen Ueberredungskunst gelang es endlich, Heinz zum Besuche eines am Rheine ansässigen Freundes zu bewegen. Von dort aus sollte er später den herrlichen Strom hinabfahren und die denkwürdigsten Städte und Ortschaften an seinen Ufern berühren.

Unter tausend Versicherungen seiner dankbarsten Liebe, unter zahllosen Versprechungen, jede Versuchung zu meiden, verließ Heinz seine Familie.

Fünfzehntes Kapitel.

An einem sonnenhellen Nachmittag betrat Heinz das Verdeck des Rheindampfers. Von der Landungsbrücke aus winkte sein Freund noch mit einem wehenden Tuche dem Schiffe nach, das in die blauen Wogen des Stromes stach, dieselben zu blitzendem Schaume emporwirbelnd.

Heinz war jetzt auch in seinem Aeußern ein Anderer geworden. Die auf dem Lande verlebten Wochen hatten ihm ein blühendes, gebräuntes Ansehen verliehen, die Sorgen und das Fieber der Leidenschaft hatten nicht mehr an ihm gezehrt. War doch seine Seele wie neugeboren in der moralisch gesunden Umgebung, welche er verließ.

Sein Freund war ein glücklicher Mensch: er besaß herrliche Güter, welche Dank der vortrefflichen Bewirthung reichlich abwarfen. Die Beschäftigungen, wie die Ruhe des Landlebens hielten dabei Leib und Seele gesund. Er war von einer zahlreichen Familie umgeben, welche ihm

die schönste Belohnung für all seine Arbeit und sein Schaffen dünkte.

Heinz war in dieser Mitte das Herz aufgegangen; er begehrte nicht mehr der wilden Zerstreuungen und Aufregungen. Wie bereute er nun, leichtsinnig die Hälfte des Vermögens seiner Frau vergeudet zu haben; jetzt hätte er es benutzen wollen, um sich auch einen Landsitz zu erwerben, auf den er mit den Seinen Tage der gesunden Arbeit und der befriedigten Ruhe verlebt hätte. Jedenfalls mußte eine Aenderung in seinem Leben eintreten; er glaubte nicht mehr das Einerlei des Dienstes, das täglich sich wiederholende, geisttödtende und nervenaufreibende Tagewerk des Offiziers ertragen zu können. Hierin allein fand er den Anlaß, daß er nach gewaltsamen Aufregungen gedürstet. Er würde schon ein anderes Feld finden, in dem er der Welt und vor allen Dingen Josefa beweisen könnte, daß er trotz alledem ein tüchtiger Mann sei. Er brannte ordentlich vor Ungeduld, irgend Etwas zu ergreifen, das ihm ermöglichen würde, für die Seinen zu arbeiten und zu schaffen, und was durch seine Schuld verloren gegangen, mit reichen Zinsen wieder beizubringen.

Mit solchen Gesinnungen verließ er den Freund, entschlossen, seine Reise noch abzukürzen, um desto schneller seine Zukunftspläne mit Josefa berathen und verwirklichen zu können.

So winkte er in gehobener Stimmung dem Freunde sein letztes, dankbares Lebewohl zu. Dann flog sein strahlender, freudiger Blick über die ihn umgebende Schönheit. Sein Auge schwelgte in der reizenden Landschaft, welche reich an Abwechselung die klare Ruhe des dahinfließenden Stromes ränderte. Ueberall umarmte sich in lieblicher Verschwisterung Vergangenheit und Jetztzeit. Jungen Königsbräuten gleich, im grünen Rebenmantel, die Zinnenkrone einer Schloßruine auf dem Haupte, bespiegelten sich die Hügel in den Fluthen. Zu ihren Füßen lagen weiße Ortschaften mit rothen Dächern, aus denen, wie ein Pfeil, der schlanke Kirchthurm emporschoß. Welche Seele vermöchte sich den Reizen dieses paradiesischen Erdenfleckchens zu verschließen? Welches Gemüth wäre so arm an Poesie, daß es sich hier nicht zum Dichter werden fühlte?

Ganz von den Herrlichkeiten der Natur bewältigt, hatte Heinz bis jetzt keine Notiz von seinen Mitpassagieren genommen, als plötzlich sein Blick von einer eigenartig eleganten Erscheinung gefangen wurde.

Dieselbe lag auf der andern Seite des Bootes auf einem Schiffsstuhl hingestreckt. Das weißgrundige, mit schwarzen, kabbalistischen Zeichen seltsam gemusterte Sommerkleid schmiegte sich an eine schlanke, biegsame Figur: aus den Spitzen und Rüschen des Rockes stahl sich ein schmaler Fuß in schwarzem Schuh und Strumpfe hervor. Das Gesicht konnte Heinz nicht sehen, da die

Dame es unter einem großen, weißen Spitzenschirm verborgen hielt. Desto mehr ward seine Neugier angestachelt. Er manövrirte geschickt und möglichst ohne aufzufallen zur anderen Seite hinüber, bis er der Dame gegenüber stand: und nun erblickte er zu seiner lebhaftesten Verwunderung unter dem großen, aufgekrämpten, schwarzen Hute das ebenfalls höchst überraschte Gesicht der Frau von Rothenburg.

„Palzow!“ rief sie aus. „Sie hier? Der liebe Gott schickt Sie mir. Da — setzen Sie sich her!“

Er gehorchte, indem er ihre schlanke, schwarzbehandschuhte Rechte an die Lippen drückte.

„Ach, mein Freund,“ sagte sie, „wie freue ich mich, endlich wieder einen Menschen zu haben! Ich kann mir nicht helfen, es macht mir immer Vergnügen, Ihr hübsches Gesicht zu sehen. Halten Sie mir meinen Sonnenschirm. Wie ungeschickt Sie sind. Die Sonne scheint mir in den Hals.“

„Wenn Sie wüßten, Baronin, wie hübsch das in Ihren kleinen, goldnen Löckchen aussieht! — Aber welcher glückliche Zufall bringt Sie hierher?“

„Sie können sich nicht denken, wie ich mich langweile, Heinz. Ach, mein Gott, wenn man daran gewöhnt war, sich die Zeit damit zu vertreiben, regierenden Häuptern Impertinenzen zu sagen, — Sie wissen, das war zur Zeit meiner Fürstin in Paris, — da kommt es Einem

schrecklich fade vor, unsere ehrlichen Landjunker damit in Erstaunen zu setzen. Wie hab' ich diese albernen Jungen satt, die es nicht verstehen, einem eine Galanterie so zu sagen, daß man sie glauben könnte! Und gar diese tölpelhaften, gewöhnlichen Weiber, die von Kochrecepten, Marktpreisen und Ammenweisheit strotzen, daß man glaubt, nur noch mit Köchinnen und Kinderfrauen zu verkehren! Ach, Heinz, ich habe das Alles so satt und möchte meine gräßliche Langeweile tödten! Im Frühling war ich in meinem schönen Paris, — ich habe es nicht wiedererkannt. Jetzt eile ich von einem Badeorte zum andern, und wenn ich alle andern Frauen auf meine Toiletten, — bemerken Sie dies Kunststück, denn mir steht nur das enge Feld der Halbtrauer zu Gebote! — eifersüchtig gemacht habe, so gähne ich mir die Kinnladen auseinander. Wenn ich an die Mythe vom Menschenherzen glaubte, so würde ich dort die Ursache suchen."

„Schöne Freundin, Sie sind ein Räthsel. Haben Sie nicht Alles in der Welt, um glücklich zu sein?"

„Glück, —" wiederholte sie, „Palzow, haben Sie schon erfahren, was Glück ist? Glück ist eine ideale Erfindung, wie der Phönix oder die schönen, heiteren Griechengötter. Wir haben danach gejagt, seit wir ein Bewußtsein haben, und jagen danach, bis es aus ist: fassen werden wir es nie! Glauben wir es einen Augenblick wirklich erwischt zu haben, so sind gewiß irgend

welche an sich ganz bedeutungslose Nebenumstände, irgend eine materielle Kleinigkeit, die uns an dem Vollgenusse hindern. Glück giebt es nur in unserer Erinnerung, weil der schöne Hauptmoment bleibt, während die kleinlichen Nebendinge sich verwischen."

„Sind Sie denn nicht glücklich an einem solchen Tage wie der heutige, so golden, so blau, so verschwenderisch an allem Schönen?"

„Nur, daß Sie immer meinen Schirm so halten, daß ich nichts sehen kann, oder daß mich die Sonne blendet. Im Uebrigen bin ich sehr froh, Sie neben mir zu haben, und ich werde Sie keinesfalls so bald wieder loslassen. Ich frage gar nicht, wo Sie hinwollen, sondern sage Ihnen, Sie folgen mir nach dem Badeorte S....., wo ich für jetzt mein Hauptquartier aufgeschlagen habe."

Sie wollte keine Widerrede hören, und im Grunde hinderte Heinz ja nichts, ihr zu willfahren. Auch war er in diesem Augenblick nicht abgeneigt, einige Tage mit seiner schönen, originellen Freundin zu verbringen. Er verließ also den Dampfer in ihrer Begleitung und nahm bereitwilligst die Einladung an, in ihrem Wagen Platz zu nehmen, welcher sie binnen einer Viertelstunde nach S..... brachte.

In den nächsten Tagen waren Heinz und die Baronin immer zusammen. Sie begegneten sich morgens an der Quelle, frühstückten mit einander und trafen sich nach der

Toilette wieder bei der table d'hôte. Dann wandelten sie gemeinsam zur Musik und gingen oder fuhren ein Stück spazieren.

Heinz berührte diese Vertrautheit mit einer so eleganten schönen Frau nicht unangenehm. Mit Selbstzufriedenheit bemerkte er, daß er zur Zielscheibe mancher neidischen Blicke wurde. Hatte Frau von Rothenburg doch, seitdem Heinz da war, ohne Umstände ihre früheren Bekannten verabschiedet. Welcher Mann wäre nicht eitel genug, um sich nicht nur allzu gern von einer Frau ausgezeichnet zu sehen, selbst wenn diese Frau noch nicht annähernd eine Baronin Rothenburg ist?

Das fortwährende tête-à-tête und das lebhafte Interesse, das sie an seinen Angelegenheiten zu nehmen schien, verleitete ihn zu den vertraulichsten Mittheilungen.

Während sie auf den sauber gepflegten Waldwegen dahingingen, oder auf einer Bank ausruhten, gestand er ihr seine unmännliche Schwäche dem Spiele gegenüber: wie unglücklich er seine arme, junge Frau gemacht habe, und wie er jetzt auf dem neubetretenen Tugendpfade wandle. Sie saß neben ihm und malte mit der Spitze ihres Schirmes Figuren in den Sand und lächelte, als sähe sie, wie eine Zauberin, in diesen räthselhaften Zeichen eine gar andere Zukunft, als die er ihr ausmalte.

Er theilte ihr auch seine Absicht mit, womöglich seine Carriere zu verändern.

„Das ist begreiflich," erwiderte sie. „Ich habe nie verstanden, wie man für das Vergnügen, eine kleidsame Uniform zu tragen, ein derartiges Leben führen kann: es giebt dafür nur eine Entschuldigung, nnd das ist die Speculation, mit den bunten Federn eine reiche Erbin ins Garn zu locken. Sonst ist es eine Schule systematischer Verflachung. Der Pflug des täglichen Einerleis und des dienstlichen Zwanges geht so lange über den Charakter weg, bis er glatt und eben ist und nicht mehr die kleinste interessante Erhebung aufweist. Mein armer Palzow! Es ist allerdings Zeit, wenn Sie noch Etwas von sich retten wollen!"

Sie vernachlässigte Nichts, weder den eindringlichsten Ernst noch den beißendsten Spott, um ihm seinen bisherigen Stand zu verleiden. Wenn er aber davon sprach, etwas Anderes zu ergreifen, etwa die Landwirthschaft, so fand er sie nicht minder wegwerfend:

„Was? Sie wollen sich zum Bauern machen? Wäre schade um den hübschen, vornehmen Cavalier! Heinz, es giebt nichts Geschmackloseres, als die Bühnenfigur des Oekonomen mit aufgebäumtem, blondem Haar, Wasserstiefeln und einem schlecht sitzenden Sammtrock! — Um ein Landwirth von Welt zu sein, gehört bei uns mindestens ein Gut von viertausend Morgen, und das kriegt man nicht geschenkt. Was wollen Sie mit Ihrem Bischen

Vermögen? Wollen Sie vielleicht Pächter werden? Ist immerhin möglich, daß Ihre kleine Frau darauf eingeht, denn sie hat erstaunlich wenig Ehrgeiz. Nein, Heinz, dazu sind sie nicht gemacht. Außerdem wissen Sie selbst, was heutzutage dazu gehört, um dabei das Nothdürftigste herauszuschlagen. Sie wissen auch gar nicht, was es heißt, auf dem Lande sein Leben zu vertrauern. Sie kennen das blos von der angenehmsten Seite, zur schönen Sommerzeit in ein behagliches Haus einquartiert, einen Marstall der edelsten Pferde zn Ihrer Verfügung, von den Wirthen aufs Liebenswürdigste unterhalten. Denken Sie sich die Sache einmal im Winter in bescheidene Verhältnisse übersetzt: es zieht in dem alten Hause durch jede Fensterfuge, die schlechten Oefen rauchen. Sie bekommen alle Tage zu junges Kalb- oder zu altes Kuhfleisch zu essen und zur Abwechselung Wurst und immer wieder Wurst. Die Verbindungen mit der Außenwelt sind mangelhaft, wenn nicht unmöglich. Drei von Ihren Kindern, — denn auf dem Lande hat man ihrer immer acht, besonders nach den von Ihnen abgelegten Proben, — leiden immer an Schnupfen oder Masern, und es ist schwer, einen Arzt zu bekommen. Ihre Frau weiß gar nicht mehr, daß außer ihrer Wirthschaft noch eine Welt existirt. Ihr einziger Umgang ist der Pfarrer, ein braver Mann mit sehr schlechten Manieren. Um es kurz zu

sagen, das Landleben ist allerliebst, wenn man wenigstens fünfundzwanzigtausend Thaler Renten hat, den Winter im Süden und das Frühjahr in der Residenz verleben kann. Sonst lieber gleich begraben!"

So gefiel sie sich darin, jeden einem idealeren Bestreben in ihm zugewandten Gedanken durch das Gift des Spottes oder durch den Frost einer kalten, praktischen Betrachtung zu ertödten. Je länger er in der Gesellschaft dieser Frau verweilte, desto alberner erschien ihm jeder Versuch einer Verbesserung, einer Neugestaltung seiner Position, wie seines inneren Menschen.

„Mein guter Heinz," pflegte sie zu sagen, „ich will Sie nicht kränken, aber Sie kommen mir unendlich komisch vor in dieser Rolle als Ihr eigener Heiland. Sie müssen doch fühlen, daß Sie viel zu alt sind, um etwas Neues zu ergreifen, wenn dies nicht wäre, überhaupt jede Beschäftigung an den Nagel zu hängen, und nur noch für den Genuß des Lebens zu existiren. Ihnen ist das so durchs Blut vererbt: in Ihren Ständen hat man seit Generationen ein paar Jahre lang mit den Waffen gespielt, um sich dann auf den verdienten Lorbeern zu erholen. Was können Sie dafür? Es ist eben in der Race keine Arbeitskraft mehr, sondern nur ein verfeinerter, geschärfter Sinn für das Angenehme des Daseins, eine Neigung zum anständigen dolce far niente. Was wollen

Sie an Ihrem Innern und Aeußern herumkorrigiren? — Die Dintenstriche sind viel zu scharf eingeätzt, als daß ein Radirmesser die Spuren noch verwischen könnte. So wie Sie sind, werden Sie trotz aller Ihrer Mühe und Qual bleiben, — Gott sei Dank, der Mensch ändert seine Individualität nicht! Wie schrecklich langweilig wären wir, wenn wir uns alle nach dem christlichen Schema abänderten, nach dem Jeder von uns wenigstens einmal in seinem Leben gestrebt! — Halten Sie mich nicht für eine Pessimistin, nur für eine praktische Philosophin, wenn ich Ihnen sage, daß Sie so bleiben werden, wie Sie sind, und daß Sie keinen Ihrer Fehler unterdrücken werden, keinen, hören Sie? keinen!"

So sprechend, betrat sie die Stufen, welche in das Kurhaus führten. Heinz folgte ihr in Gedanken versunken: ihre kühnen Theorien beschäftigten und ängstigten ihn; er vermochte schon kaum mehr, ihr im Herzen zu widersprechen. Plötzlich, als sie eben die Thür eines Salons aufstoßen wollte, ward er gewahr, wo er sich befand. Er blieb wie gebannt stehen, und machte eine Bewegung, als wolle er umkehren.

Die Baronin sah ihren Begleiter mit einem unsagbar sarkastischen Blick an: „Nun, was fehlt Ihnen? Sind Sie nicht dreimal mit Tugend gepanzert? Es ist nur, um Ihnen einmal die Fresken des Saales zu zeigen!" —

Als sie wieder das Kurhaus verließen, hatte Heinz den Inhalt seiner Börse drinnen beim Roulette gelassen. Frau von Rothenburg ging lachend, plaudernd, in bester Laune neben ihm her; um ihre Lippen zuckte etwas wie triumphirender Spott: ihre Seele mochte das erfüllen, was die Schlange empfand, als sie das erste Menschenpaar nach dem unheilvollen Apfel greifen sah.

Sechzehntes Kapitel.

Palzow's Briefe an seine Frau wurden nun seltener und flüchtiger. Dafür schrieb Josefa desto öfter. Sie theilte ihm mit, daß sie sich abermals guter Hoffnung fühle. Trotz der Sorge, welche bei den eingeschränkten Verhältnissen diese Aussicht mit sich brachte, schien ihr Josefa doch froheren Muthes als je entgegen zu gehen.

„Mein Heinz", schrieb sie, „wie sollte ich mich von dem Gedanken an die Zukunft niederdrücken lassen? Fühle ich doch die Kraft in mir, den schwierigsten Umständen freudig die Stirn zu bieten, wenn es sich um die Kinder unserer Liebe handelt. Und dieses Kind — Heinz! es ist mir, als müßte es das beste, das schönste von allen werden! Hab' ich doch nie eine so starke, opferfreudige, reine Liebe für Dich empfunden, als da ich Dich der Gewalt jener schrecklichen Leidenschaft streitig machen mußte. Und Du, mein Geliebter, mein Held! O könnte ich Dir sagen, wie sehr ich Dich bewundere,

daß Du Dich selbst so muthig bezwungen hast; wie ich mit Dir gelitten habe, da ich Dich an den immer wieder aufbrechenden Wunden Deiner Leidenschaft bluten sah! Und Du überwandest dennoch Alles siegreich — Versuchung und Schmerzen! Gewiß, Gott wird Dich für Dein männliches Ringen nach dem Heile in Deinem Kinde segnen. Dein fester, treuer Sinn wird auf Dein Kind übergehen. Trotz aller Schläge, welche das Schicksal über uns verhängt hat, Heinz, mein Geliebter, wie bin ich doch so glücklich in Dir und unsern Kindern!"

Ach, es war zu spät! Die liebevollen, vertrauenden Worte hatten keine Macht mehr über ihn. Er gehörte bereits wieder der stärkeren Gewalt an, welche jedes Mal, da sie ihn aufs Neue erfaßte, unheilvoller und vernichtender auftrat. Ihm galten jetzt alle Mittel gleich, durch welche er sich Nachurlaub erwirken und Josefa über den Grund seines ferneren Verweilens in S..... täuschen konnte, ebenso wie er sich, ohne einen Augenblick zu zögern, zu irgend welchen Bedingungen das Geld verschaffte, das ihm seinen Platz am Spieltisch sicherte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sein verlängerter Aufenthalt in dem Badeorte zuletzt auffiel. Der Rittmeister von Walter beauftragte einen eben in der Nähe verweilenden Freund, verstohlen Palzow's Thun und Treiben zu beobachten, und durch ihn kam die Wahrheit an den Tag.

Jetzt erhielt Palzow den Befehl, unverzüglich in seine Garnison zurück zu kehren. Auf der Reise hatte er Zeit, über das Geschehene nachzudenken. Etwas wie Reue befiel ihn bei dem Gedanken, welche Opfer Josefa wieder gebracht, um ihm diese Reise zu ermöglichen, und zu welchem Zwecke er sie ausgebeutet habe; auch etwas wie Angst, wenn er sich ihr gegenüber verantworten müßte. Doch sie wußte ja Nichts davon, und Heinz war fest entschlossen, sie Nichts erfahren zu lassen.

Desto unangenehmer ward er durch ihren schlechten Empfang überrascht: Josefa war von Allem in Kenntniß gesetzt. Es gab wieder eine große Scene, und diesmal hatte Heinz ungleich schwerer zu kämpfen, um die Verzeihung seiner Frau zu erlangen. Es bedurfte seiner beredtesten Vorstellungen, wie stark die Versuchung diesmal an ihn herangetreten sei, wie Frau von Rothenburg ihn gewaltsam hineingestoßen, wie man sich nicht mit einem Schlage ändere. Wieder appellirte er an ihre Großmuth, an ihr religiöses Gefühl, um ihn den Netzen des Verderbens zu entreißen: er schwor hoch und heilig, daß er das letzte Mal schwach gewesen sei, und daß er sich nun gewiß, ganz gewiß ändern würde. Sie vergab ihm endlich, wenngleich mit schwerem, traurigem Herzen. Ihr Götze war zerbrochen. Sie glaubte nicht mehr an ihn!

Und wie Recht sie hatte, zeigte sich bald nur zu

wohl. Da die Kameraden sich von ihm zurückzogen, um nicht die Schuld an seinem Untergange zu tragen, so suchte und fand er andere Spielgenossen: junge Kaufmannssöhne, die das Geld ihrer Väter nicht schnell genug durchbringen konnten, Beamte, von denen man nicht wußte, woher sie das Geld zum Spiele nahmen, auch ein etwas verkommener Schauspieler, Namens Steinbacher, welcher meist die Gewinne einstrich und allgemein im Verdachte stand, dem Glücke gelegentlich Vorschub zu leisten, ohne daß man ihn aber jemals hätte überführen können.

In dieser zweifelhaften Gesellschaft, welche Heinz nicht einmal öffentlich besuchen mochte, verschleuderte er Summen, die einem Nabob Ehre gemacht hätten, während im Innern seines Hauses die bitterste Noth herrschte. Josefa hatte nicht mehr die Mittel, ihren Leuten den Gehalt auszuzahlen. Der Bursche murrte öfters, und es bedurfte Resel's ganzer Energie und ihres leuchtenden Vorbildes, um ihn zu überreden, sich nicht wieder in die Schwadron zurückversetzen zu lassen.

Resel bewies sich jetzt überhaupt als eine Perle. Ihre Herrin, von den täglichen Kämpfen um das Nothwendigste gänzlich erschöpft, hatte oftmals Anwandlungen tiefster Apathie. Resel riß nun mehr und mehr die Zügel der häuslichen Regierung an sich: sie fand stets mit neuer List und Geschicklichkeit Mittel und Wege, das Erforderlichste für den Haushalt zu beschaffen, die Lieferanten zur Geduld

zu bewegen, bald die goldenen Berge der Frau von Wilmaczek zungenfertig bis zu den Wolken aufthürmend, bald das Gerücht einer nahen Versöhnung mit der Mutter aussprengend, und was dergleichen Kunstgriffe mehr waren.

Zwischen den Gatten wiederholten sich indessen die heftigsten Auftritte. Josefa sparte die herben Worte nicht mehr. Nach einigen Ausflüchten und Entschuldigungen pflegte Heinz sein Unrecht unter den bittersten Selbstbeschuldigungen einzugestehen, und Alles zu geloben, was man nur verlangen konnte, ohne daß ihm seine Frau noch ein Wort geglaubt hätte. Die tiefste Entmuthigung hatte sie erfaßt. Sie fühlte manchmal Heinz gegenüber eine Eiseskälte ihr Herz beschleichen, und zweifelnd fragte sie sich selbst, ob es denn wirklich noch derselbe Mann sei, an dem einst ihre Seele mit allen ihren Fibern gehangen und um dessentwillen sie mit Freuden der ganzen anderen Welt entsagt hatte, nur für die Seligkeit, an seiner Seite leben zu dürfen.

Die einzige Freundin, welche sie noch ab und zu empfing und zur Vertrauten ihres Grams und ihrer Verzweiflung machte, war Frau von Walter. Wohl versuchte diese noch zu trösten und aufzurichten; zu helfen fühlte sie sich ohnmächtig, und der reiche Quell ihres Optimismus versiegte vor diesem rettungslosen Jammer. Am tiefsten schnitt es ihr in die Seele, wenn Josefa von dem Kinde

sprach, das sie noch unter dem Herzen trug: „Ich mag mir alle Mühe geben, ich habe dafür keinerlei Empfindung. Es ist mir, als gehöre das Kind nicht mir, als sei es ein mir gänzlich fremdes Etwas!“ Die musterhafte Mutter bebte bei solchen Aussprüchen zusammen, und in ihrer gänzlichen Unfähigkeit, sie zu begreifen, glaubte sie manchmal mit Grauen, darin wieder den Anfang zu einer Geistesstörung zu sehen. Ebenso beunruhigend dünkte es sie, daß Josefa sich jetzt aufs Neue fortwährend mit geistlichen Angelegenheiten zu quälen begann. Bald fragte sie sich, ob Gott ihr wirklich so harte Prüfungen auferlege, um die Festigkeit ihres Herzens auf dem neubetretenen Pfade zu erproben. Bald meinte sie, es sei Alles die wohlverdiente Strafe für ihre Treulosigkeit und ihren Wortbruch. Sie drang weiter und weiter in diese Grübeleien, um darüber die praktischen Dinge ganz zu vergessen.

Die peinlichsten Begebenheiten spielten sich nun im Palzow'schen Hause ab. Resel stand, wie ein wachender Cherub, an der Thüre, um die Gläubiger durch Güte oder Gewalt hinwegzutreiben. Einer derselben, den sie jedoch bereits zu lange mit schönen Worten und leeren Vertröstungen abgespeist, verlangte eines Tages heftig, vor Josefa geführt zu werden. Die treue Dienerin hätte dies um keinen Preis zugegeben. Sie wußte, was eine Aufregung ihrer Herrin, die nicht mehr weit vor der

Entbindung stand, hätte kosten können. All ihr Reden erwies sich jedoch heute als vollkommen fruchtlos: der Gläubiger wurde lauter und gröber. Resel zahlte nun kräftig in gleicher Münze, bis der Mann, außer sich gebracht, sich zum Gehen anschickte mit der Drohung, noch zur selben Stunde die Polizei zu Hilfe zu rufen, und das Haus des Herrn von Palzow pfänden zu lassen.

„Oho!" rief Resel aus. „So weit sind wir noch nicht! Da schaff ich schon noch vorher Rath. Gedulden Sie sich einen Augenblick!"

Sie ließ ihn stehen, um nach kurzer Zeit wieder zu erscheinen; mit ihren stämmigen Armen brachte sie einen schweren Gegenstand herbeigeschleppt und stellte ihn vor den Mann hin: „So, nehmen Sie das mit! Nun bitt' ich mir aber aus, daß Sie Ruhe halten!"

Damit schloß sie dem verblüfften Manne die Thür vor der Nase zu.

Wenige Minuten später kam Herr von Palzow nach Hause.

„Resel!" rief er aus, „was ist denn das da draußen für ein Mann, der neben einer großen Truhe steht?"

„Halten zu Gnaden, gnä' Herr," versetzte Resel etwas roth und verlegen, „das ist meine Truhe. 'S ist was dran auszubessern, und man ist gekommen, sie abzuholen."

„Nun, so sorge dafür, daß die Geschichte aus dem

Wege geräumt wird. Es schickt sich nicht, daß ihr Einem mit euern Sachen die Treppen vollstellt!" Dies in barschem Tone sagend, ging Heinz weiter, ahnungslos, wie unrecht er dem vorzüglichen Mädchen that, das so einfach und ohne nur den Lohn der Anerkennung zu fordern, ihr Opfer brachte.

Das Verderben, welches sich in immer schwereren Wolken über dem Palzow'schen Hause zusammenballte, war wohl noch für einige Zeit aufzuhalten, doch nicht mehr abzuwenden. Heinz, in seiner unzerstörbaren Zuversicht, hoffte immer noch auf die Reichthümer, die das Glück ihm plötzlich in den Schooß werfen würde. Auch heute war er der erste zur Stelle in dem verrauchten, engen Hinterstübchen eines Gasthofs zweiten Ranges, wo er sich mit den Spielgenossen zu treffen pflegte. Kurz nach ihm trat Herr Steinbacher ein.

„Gut, daß ich Sie allein finde," sagte der Schauspieler; „ich mochte es Ihnen vor den Andern nicht sagen und wollte Ihnen auch meinen Besuch ersparen."

„Aber wie können Sie denken . . ." protestirte Heinz mit der angeborenen Dreistigkeit des Edelmanns, welche deutlich das Gegentheil der gesprochenen, höflichen Worte ausdrückt, „ich hätte mir's zum Vergnügen geschätzt."

„Genug," brach Herr Steinbacher ab, „ich hoffe, Sie werden mir meine Verschwiegenheit Dank wissen. Was ich Ihnen mitzutheilen habe, Herr von Palzow, ist, daß

ich mich weigere, fernerhin mit Ihnen zu spielen. Sie sollten wissen, daß Spielschulden Ehrenschulden sind, und daß man über die Tilgung derselben nicht lange Zeit verstreichen läßt."

„Wünschen Sie sich Glück, daß Sie mir dies unter vier Augen sagen, Herr — Herr Steinbacher," versetzte Heinz mit der verächtlichsten Betonung des Namens und bebend vor Zorn. „Sie können sicher sein, daß Sie mich nicht wieder in einem Kreise sehen werden, welchem ich durch meine Gegenwart eine ganz unverdiente Ehre erwiesen habe."

„So, so," sagte Herr Steinbacher, indem er einige theatralische Nüancirungen der Stimme anwandte, „Sie finden wohl auch eine Ehre für mich darin, daß Sie mir 45 000 Mark, — sage 45 000 Mark! — schulden? Nun, Herr — Herr von Palzow" (indem er Heinz mit nicht sonderlichem Glück nachzuahmen versuchte), „ich möchte Sie doch bitten, diese Kleinigkeit zu begleichen, widrigenfalls ich mich bei Ihrem Herrn Commandeur beschweren dürfte."

„Mein Herr," erwiderte Palzow, den diese Drohung doch nicht ganz kalt ließ, „selbstverständlich werde ich Sie nicht vergeblich eine solche Mahnung aussprechen lassen: Ihre Drohung war überflüssig. Wenn Sie sich ein paar Tage gedulden wollen, werden Sie auf Heller und Pfennig ausgezahlt sein."

Ohne einen weiteren Gruß verließ Heinz eilenden Schrittes das Lokal. Für einmal war ihm jedoch das Glück günstig. Als er heim kam, fand er die Nachricht vor, daß eine alte in Berlin wohnhafte Tante schwer krank darniederliege und ihn, da sie ihr Ende nahe glaube, gern noch einmal sehen würde: von dieser alten Dame hatte er ein kleines, bescheidenes Erbtheil zu erwarten.

Er nahm sogleich Urlaub, um dem Briefe zu folgen. Im Palzow'schen Hause verfloß vor seiner Abreise eine Stunde, die nach so langer, trüber Zeit wieder Etwas wie Glück ähnlich sah. Man erblickte noch einmal die Möglichkeit, unter der erdrückenden Last aufzuathmen. Heinz versprach, so bald wie irgend möglich heim zu kehren, da Josefa jeden Tag ihre Entbindung erwartete. —

Wenige Stunden nachdem er in Berlin eingetroffen, überraschte Heinz die telegraphische Nachricht, daß ihm ein Knabe geboren sei.

Frau von Walter hatte auch diesmal getreulich Josefa über die schweren Stunden hinweggeholfen. Die junge Mutter erholte sich ziemlich schnell, nur daß der Gedanke an ihren Gatten sie einigermaßen zu beunruhigen schien. Seine mit großer Ungeduld erwarteten Briefe stellten seine Rückkehr in nicht so baldige Aussicht, wie es Josefa ersehnte. Das Leben der alten Dame erlosch nur langsam. Erst am zwölften Tage nach der Geburt des Kleinen theilte Heinz seiner Frau das Ableben der Tante mit:

er sehnte sich, sein jüngstes Kind in die Arme zu schließen und wollte nur die nöthigste Zeit verzögern, um die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen. Zugleich bat er Josefa, Alles so einzurichten, daß die Taufe des Kleinen so bald wie möglich stattfinden könne.

Josefa kam hocherfreut dem Wunsche ihres Gatten nach: aber Tag auf Tag verstrich, ohne daß Heinz seine Ankunft bestimmt angezeigt hätte; vielmehr schrieb er jetzt, daß die Regelung der Erbschaft nicht ganz einfach sei, und daß seine Gegenwart in Berlin sich als dringend nöthig erweise. Jeder Tag, der also in getäuschter Erwartung verlief, brachte in dem Wesen der jungen Frau eine merkliche Veränderung hervor. Alles um sie her wurde ihr gleichgiltig: das neugeborene Kind verlangte sie gar nicht zu sehen. Frau von Walter, welche ihr auch bei den zur Taufe nöthigen Anordnungen hilfreich zur Seite stand, mußte jetzt Alles in die Hand nehmen, nicht ohne sich über die auffallende Veränderung im Benehmen der Freundin zu beunruhigen. Es kam ihr der Gedanke, daß vielleicht, angesichts der nahen Taufe, religiöse Zweifel wieder Josefa's Seele verwirren möchten: sie wagte eine vorsichtige Frage, aber die junge Frau antwortete vollständig kalt und gleichgiltig: „Nein, nein, das quält mich nicht. Heinz hat über dies Kind zu bestimmen. Wenn er es zum Muhamedaner machen wollte, — was ginge es mich an?"

„Josefa, liebste Freundin! So sprechen Sie von Ihrem Kinde?"

„Mein Kind — mein Kind —" es flog ein häßliches, verzerrendes Lächeln über ihre Züge, „ist's wirklich mein Kind? Ich habe so wenig Gefühl dafür. Manchmal wird es mir ordentlich schwer, zu glauben, daß es meins sei!"

„Großer Gott, Josefa, wo gerathen Sie hin? Sehen Sie doch nur den allerliebsten, kleinen Burschen an! Ich habe in diesem Alter noch nie ein so schönes Kind gesehen. Es ist das schönste Ihrer Kinder."

Josefa wehrte es, ohne einen Blick darauf zu werfen, von sich ab: „Schon gut, schon gut! Er sieht wahrscheinlich dem bildschönen Vater ähnlich. Desto schlimmer!" —

Es war am Tage vor der Taufe. Frau von Walter suchte die junge Freundin auf, um die letzten Vorbereitungen zum morgigen Tage zu treffen.

„Nun", sagte sie beim Eintreten, „was haben Sie für Nachrichten von Palzow? Um wie viel Uhr trifft er ein?"

Mit einem herzzerreißenden Lächeln voll der tiefsten Bitterkeit streckte Josefa ihr ein Papier entgegen: „Telegraphische Nachricht! Er kommt nicht, — wir sollen ohne ihn taufen."

„Wie?“

„Ich habe es ja gewußt ....“ Und der Verstellung nicht mehr mächtig, brach die unglückliche Frau in lautes, krampfhaftes Schluchzen aus. —

Die Taufe verlief still und traurig im engsten Kreise der Taufzeugen. Josefa öffnete während der ganzen Zeit kaum die Lippen zu einem Worte; ebenso wenig kümmerte sie sich um irgend etwas, als stehe sie der ganzen Feierlichkeit am fernsten. Frau von Walter war schon zeitig gekommen, um noch einen letzten Blick über Alles zu werfen. Ganz außer sich theilte ihr Resel mit, daß noch Niemand nach dem Staate des kleinen Täuflings gesehen habe. Die Rittmeisterin war sogleich bereit, auch diese Sorge der Mutter abzunehmen und putzte das Kind mit Stickereien und blauen Bändern so sorgsam aus, wie sie es nur für ihr eigenes gethan haben würde. Als sie dann ihr vollendetes Werk betrachtete, da konnte sie sich nicht enthalten, das wirklich engelsschöne Kind wieder und wieder zu herzen und zu küssen.

„Wenn Du aber jetzt Deine Mutter nicht mit Begeisterung erfüllst“, rief sie aus, „so hat sie Dich wahrlich nicht verdient!“

Und ganz außer sich vor Entzücken lief sie mit dem Kleinen zu Josefa, um ihn ihr in die Arme zu drücken. Diese trat jedoch still und kalt zurück: „Nun ja, es mag

ein hübsches Kind sein, aber laßt mich in Ruhe damit! Was soll ich mit dem fremden Kinde?"

„Dem fremden Kinde! Josefa, sehen Sie es nur an! Ihr Kind, Ihr jüngstes, am meisten Ihrer Pflege und Liebe bedürftig!"

Josefa wandte sich ab: „Meinem Herzen fremd!"

Siebzehntes Kapitel.

Endlich, da er keine Verlängerung seines Urlaubs mehr erhalten konnte, kam Heinz zurück.

Josefa hatte unterdeß nur noch in dem einzigen Gedanken an seine Heimkehr gelebt. Alles andere schien ihr vollständig entrückt, während sie fieberhaft die Stunden zählte, die sie noch von dem Gatten trennten. Mit seiner kleinen Erbschaft, die sie gewiß dereinst nicht der Rede werth gedünkt hätte, war er jetzt ihr ganzes Hoffen. Sie erwartete ihn, wie der Kranke vom Arzte ein Heilmittel ersehnt, das sein unrettbares Leben um ein paar Tage verlängern soll. Denn nun, da die Kunde von Palzow's Erbschaft sich verbreitete, regnete es von allen Seiten Rechnungen, Mahnungen und Schuldverschreibungen. Eines Morgens erschien, um Josefa's Angst und Noth auf die Spitze zu treiben, Herr Steinbacher bei ihr. Er sprach von seinen Forderungen an Heinz und band ihr auf die Seele, dafür zu sorgen, daß er

zuerst befriedigt würde, seine Drohung für den entgegengesetzten Fall wiederholend.

Nach langen Tagen heißester Erwartung traf endlich der Ersehnte ein. Josefa ließ ihm kaum Zeit, sich einigermaßen von der Reise zu erfrischen, sondern warf sogleich die brennende Frage auf. Sie berichtete ihm von den Forderungen, welche während seiner Abwesenheit auf sie eingestürmt waren, besonders von der sie im Innersten mit Angst und Schrecken erfüllenden Drohung Steinbacher's.

„Wie kann der verwünschte Kerl sich unterstehen, mir das Haus einzulaufen? rief Heinz wüthend aus. „Du hättest ihn hinauswerfen lassen sollen!"

„Aber Heinz, bedenke, daß es sein Recht war . . ."

„Wird schon noch Rath zu schaffen sein", knirschte Heinz. „Irgend Einer wird mir die Lumpensumme schon noch vorschießen."

„Wie, Heinz? Immer noch Schulden auf Schulden thürmen? Willst Du ihn denn nicht lieber von der ererbten Summe abfinden?"

Jetzt war Palzow auf einmal wieder abgekühlt.

„Das wird sich später finden", sagte er. „Vorläufig muß ich nach einem andern Ausweg suchen. Die Erbschaftsangelegenheit ist immer noch nicht erledigt, — man läßt mir ja mit dem verzweifelten Dienst nicht die Zeit zu athmen!"

Josefa warf ihm einen durchdringenden Blick zu, den er schlecht aushielt: sie wußte sofort, das Alles, was sie befürchtet hatte, schreckliche Wahrheit sei.

„Sie ist wohl sehr verwickelt, diese Erbschaftsangelegenheit?" lachte sie hart auf. „Sag' es nur gleich, Heinz, es wird wohl nichts dabei für Dich herauskommen!"

„Möglich — möglich —" murmelte er verlegen.

Sie sprang mit einem Satze auf und stellte sich vor ihn hin, indem sie ihn mit flammendem Blicke fixirte.

„Gieb Dir keine Mühe, mich zu betrügen!" rief sie verzweifelt aus. „Kenne ich Dich denn nicht? Kenn' ich Deine feige, charakterlose, lieblose Seele nicht auswendig? O, schäme Dich, schäme Dich! Doch Du weißt nicht mehr, was Schmach und Schande ist!"

„Wahrlich, Josefa, ich weiß nicht ...."

„Aber ich weiß recht gut, wo Deine Erbschaft ist! Verspielt, verschleudert, wie alles Uebrige, noch bevor Du sie in Händen hattest wahrscheinlich. O Du Lügner, Du Betrüger, Du Dieb! Zwiefacher Dieb: Dieb an Deiner Frau und Deinen Kindern, doch das will Nichts heißen, Dieb auch an allen ehrlichen Leuten, die Dich kleiden, nähren, Dir dienen ..... o der Schmach, der Schmach, Dein Weib zu heißen!"

„Josefa," schrie er auf, „das sagst Du mir? O, nun

ist Alles zwischen uns zerrissen! Wie, Du bringst solche Worte über die Lippen dem Manne gegenüber, der Dir einst Alles war? Dem Manne, der Dir seine ganze Seele gab, der Dich liebte, Dich anbetete ....“

Sie zitterte am ganzen Körper vor Leidenschaft, wie vom Fieber geschüttelt: „Liebe! Liebe! Du sollst das Wort nicht mehr nennen, das Wort, das Du nie gekannt, nie verstanden, das Dein Mund entheiligt! Nennst Du das Liebe, einen Gegenstand an Dich reißen, weil er Dir gefällt? Ich hatte einen ganz anderen Begriff davon. Lieben hieß mir, ganz in einem Anderen aufgehen, nur für ihn leben, sein Bestes nur wollen und meine Gedanken seinen Gedanken opfern ...... hast Du noch die Stirn zu sagen, daß Du mich, daß Du Deine Kinder geliebt? Was hast Du aus uns gemacht? Unseren Namen hast Du entehrt! Unser Vermögen hast Du vergeudet! Gott, Gott, es ist besser sterben, als dies elende Leben weiter leben!“

Er fand keine Antwort. Er saß ganz in sich zusammengesunken da, das Haupt tief in die Hände vergraben. Was hätte er erwidern können? Er verachtete sich selbst, er fluchte sich selbst.

Sie rang in Verzweiflung die Hände: „Was nun? Was soll nun werden? In Zukunft kein Heim, kein Haus — Nichts mehr und Niemand mehr! Keinen Mann, keine Mutter, und auch der liebe Gott hat sich von mir ge-

wandt. O meine Kinder, mein Job, meine herzige, kleine Hedwig! Eure Mutter hat Nichts mehr, euch zu nähren, Nichts mehr, euch zu kleiden!"

„Josefa," warf Heinz ein, „halt ein in Deiner Grausamkeit! Ich schwör' es Dir, es wird von heute ab anders werden, und sollte ich mit meinen Händen das tägliche Brod für Euch erarbeiten ......"

„Schweig!" entgegnete sie hart. „Ich habe Nichts mehr mit Dir zu reden. Ich weiß jetzt, was für mich und meine Kinder übrig bleibt!"

Damit verließ sie das Zimmer, und Heinz hörte, wie sich ihre Schritte eilends nach der Kinderstube zu verloren. Einen Augenblick war er unschlüssig, ob er ihr folgen solle; eine instinktive Angst trieb ihn jedoch ihr nach.

Welch ein Anblick bot sich ihm dar, als er die Thür des Kinderzimmers öffnete! Josefa, das kleine Mädchen im Arm, Job an der Hand gewaltsam nach sich ziehend, setzte eben den Fuß auf das tiefe Simsbrett des Fensters, das sie aufgerissen hatte.

„Josefa! Josefa!" schrie er in wilder Angst und erfaßte die verzweifelte Frau eben noch, ehe sie ihren wahnsinnigen Entschluß zur Ausführung bringen konnte. Sie wehrte sich eine Zeit lang mit Aufgebot ihrer letzten Kraft gegen den Arm, der sie zurückhielt, bis sie auf einmal bewußtlos zusammenbrach. Heinz trug sie auf einen Divan: sie war todtenbleich, ihr Gesicht bedeckte kalter Schweiß.

Heinz wußte sich in seiner Angst keinen anderen Rath, als zu Frau von Walter zu schicken, welche schon herbeieilte, ehe noch Josefa zu sich selbst gekommen war. Sie ließ die Kranke sogleich zu Bette bringen und entfernte Heinz von ihrem Lager, damit sie beim Erwachen nicht durch seinen Anblick aufs Neue erregt würde.

Nach allen erdenklichen Hilfeleistungen erlangte Josefa endlich wieder die Besinnung. Es war ein todttrauriger Blick, der aus ihren Augen auf Frau von Walter fiel, der Blick eines Menschen, der mit dem Leben abgeschlossen hat, Nichts hofft, Nichts mehr erwartet. Dann schloß sie die Augen wieder für eine lange Weile, bis sie endlich langsam sagte: „Warum habt ihr mich davon abgehalten? Es ist mein Schicksal, meine Bestimmung, und es muß doch so kommen. Glauben Sie, daß es mir leicht wird? Ich selbst — mein Gott, was halte ich vom Leben? Sterben ist mir eine Wohlthat! Aber eine Mutter ihre Kinder tödten ..... und doch — was bleibt mir übrig? Was bleibt den armen Würmern übrig? Ein entehrter Vater, eine bettelnde Mutter — oh, wie mir der Kopf weh thut! Sie müssen mir ja Dank wissen für den Tod! Und, liebe Freundin, der Tod wird uns mit Gott versöhnen. Der Tod wäscht die Schuld ab. Man spricht auf Erden nichts Uebles mehr von den Todten, und drüben öffnen sich die Thore des Paradieses ....“

„Josefa, besinnen Sie sich,“ sagte Frau von Walter

sanft. „Was sprechen Sie davon, daß Gott Ihren Tod als Sühne fordern könne? Haben Sie gefehlt, so löschen die Leiden Ihres Lebens gewiß Vieles aus. Aber die Kinder! Was haben denn die kleinen Engel begangen, das gesühnt werden müßte? Denken Sie an Ihren braven, kleinen Job, an Ihre Hedwig, vollends an das süße, kleine, unschuldige Herzchen, das wir erst vor ein paar Tagen aus der Taufe gehoben haben!"

„O, von dem spreche ich nicht, von dem gar nicht! Es ist ja nur von den meinen die Rede, und der Kleine ist ja nicht mein Kind. Was geht's mich an, was aus dem wird? — Sehen Sie mich nicht so erstaunt und erschrocken an! Sie haben mir's immer nicht glauben wollen, aber ich will's Ihnen heute sagen, daß seine Mutter jene Frau ist . . . . . jene Frau, die ich vom selben Augenblicke an haßte, da ich sie kennen lernte! O, es wird ihr nicht gut gehen! Ich hasse sie, ich fluche ihr, und mein Fluch wird sie verfolgen!"

„Um Gottes willen, von wem sprechen Sie?"

„Haben Sie es noch nicht errathen? Von ihr, die Heinz zu allem Bösen verführte, von ihr, die mir zuerst sagte, daß eine Rivalin ihn mir rauben würde, von ihr — dieser abscheulichen Rothenburg!"

Frau von Walter nahm ihre ganze Selbstbeherrschung zusammen, um ihre tiefe Erschütterung zu verheimlichen und der Kranken sanft zuzusprechen, bis diese ganz er-

schöpft in festen Schlaf versank. Dann nahm sie Heinz bei Seite und theilte ihm in möglichst schonender Weise mit, daß Josefa wieder das Opfer einer geistigen Störung geworden sei. Der Unglückliche war in einem unbeschreiblichen Zustande: in den wildesten Ausbrüchen des Schmerzes und der Verzweiflung klagte er sich selbst an, verwünschte sich und wollte sterben. Frau von Walter suchte in ihrer ruhigen, praktischen Weise die Rede auf das Nächstliegende zu bringen, nämlich wie hier am besten zu helfen sei.

„Seien Sie besonnen, mein lieber Palzow," sagte sie. „Ihr Klagen nützt Nichts, hier müssen Sie handeln."

„Aber wie? Stehe ich nicht in der bedrängtesten Lage, weniger als Nichts gegenüber? Habe ich Elender nicht die letzte Möglichkeit verscherzt, noch irgend Etwas für die Meinen zu thun?"

„Das Einzige, was Ihnen noch übrig bleibt, ist, sogleich an Josefa's Mutter zu schreiben und ihr die Sache zu schildern, wie sie liegt."

„An Josefa's Mutter? — Niemals, niemals! Fordern Sie sonst, was Sie wollen! Aber an diese Frau mich wenden, welche ihre Tochter und ihre Enkel schon einmal herzlos verlassen hat, jetzt noch einmal um ihre Gnade betteln? Nein, das ist unmöglich. So elend ich bin — dafür bleibt mir doch noch zu viel Stolz! — O, denken Sie nur, wie sie triumphiren würde, daß sie doch Recht

gehabt hat, und daß ihr Schwiegersohn doch ein Lump ist! Nein, ich kann den Hohn und die Verachtung dieser Frau nicht ertragen."

„Nun, und was wollen Sie anderes für Ihre Frau thun? Wissen Sie noch einen Ausweg? Bleibt Ihnen die Wahl? Sie sehen doch selbst, wie weit Sie Ihre Familie gebracht haben. Ist es nun Zeit, auf einmal mit Gefühlen des Stolzes aufzutreten? Wollen Sie Diejenigen, welche jetzt so schwer unter den Folgen Ihrer wahnsinnigen Leidenschaft dulden, nun auch noch Ihrer Eitelkeit opfern? Sie können unmöglich diese letzte Pflicht gegen Ihre Frau verkennen. Sehen Sie es als die nothwendige Sühne Ihres schweren Unrechts an, und wenn Sie, wie Sie es der Unglücklichen so oft versicherten, dieselbe wirklich noch tief und wahrhaft lieben, so geben Sie Ihr jetzt hin, was Ihnen am schwersten dünkt: es wird Ihnen leicht werden, sobald Sie sich zurückrufen, was Alles Ihnen zum Opfer gebracht worden ist."

Heinz fand Nichts mehr dagegen zu sagen. Sein Leidensgang begann jetzt mit der schwersten Ueberwindung, welche er je sich abgerungen hatte. Er that diesen Schritt voll und ganz. Ohne Etwas zu beschönigen oder zu vertuschen, schilderte er Frau von Wilmaczek die Begebenheiten dieser letzten, traurigen Zeit. —

Nachdem sie eingehende Rücksprache mit ihrem Gewissensrath genommen, benutzte Frau von Wilmaczek den

nächsten Zug, um sich zu ihrer Tochter zu begeben. Dort angekommen behandelte sie Heinz, als sei er gar nicht vorhanden. Josefa warf sie sich mit stürmischer Zärtlichkeit und unter einer Fluth von Thränen an die Brust, eine Scene aufführend, wie eigens dazu beabsichtigt, die Kranke aufs Aeußerste zu erregen. Glücklicherweise kam Frau von Walter dazu und setzte dem unvernünftigen Treiben ein Ende. Sie bestand darauf, daß sogleich Beschlüsse für die Zukunft gefaßt würden. Sie selbst wollte über Josefa, welche man keinen Augenblick allein lassen durfte, wachen, während Frau von Wilmaczek sich mit ihrem Schwiegersohne in einem für Beide gleich angenehmen tête-à-tête berathen sollte.

Als die Beiden nun einander gegenüber saßen, ersuchte Heinz die Dame, ohne weitere Vorrede die Bedingungen zu stellen, unter welchen sie bereit sei, ihrer Tochter aus dieser schrecklichen Noth zu helfen.

Frau von Wilmaczek setzte ihm nun auch ohne Umschweife auseinander, daß sie Nichts anderes beabsichtige, als ihre Tochter wieder zurück zu nehmen und auch bereit sei, für die Kinder zu sorgen, als wären es ihre eigenen, sobald er allen Ansprüchen an sie entsagen und ihr für die Zukunft vollständig freie Hand lassen würde.

„Niemals! niemals!“ rief Heinz aus. „Was meine Frau anbetrifft, so bin ich leider außer Stande, augenblicklich irgend Etwas für sie zu thun, und sie bedarf

dringend der Hilfe. Ich muß mich daher, so sehr es mich auch schmerzt, in die Maßnahmen fügen, welche Sie hierin zu treffen für richtig halten. Schenkt Gott meiner Frau die gesunde Urtheilskraft wieder, so wird sie später selbst entscheiden, was sie über ihre Zukunft bestimmt, und ich hoffe mit der Hilfe des Allmächtigen, mich indessen ihrer Liebe und Achtung wieder würdig zu erweisen. Meine Kinder aber lasse ich nicht von mir. Ich weiß ja, worauf es Alles hinaus will: der Pfaffe, der so lange Ihren Nächststehenden das Herz der Mutter entfremdete, streckt nun die Hand nach der Beute aus, auf welche er schon seit langer Zeit lauert. Aber ich werde thun, was in meinen Kräften steht, wenigstens meine Kinder diesem Netz zu entziehen, das sich von Tag zu Tag fester und lähmender um unser einst so schönes Glück gezogen hat."

„Mein lieber Schwiegersohn," entgegnete Frau von Wilmaczek, jetzt noch von den Einschärfungen des Paters hochgetragen, an welche sich heute das Gewicht von Heinzens Liebenswürdigkeit nicht hing, „es entspricht ganz meiner Anschauung Ihres Charakters, daß Sie für ein von Ihnen ganz allein heraufbeschworenes Unglück den würdigen Geistlichen verantwortlich machen möchten. Gott sei gedankt, daß er mich den ganzen, tiefen Werth des herrlichen Mannes erkennen ließ, daß er mir die Gnade erwies, mich unter dessen Schutz und Einfluß zu stellen.

Was sollte ich arme Wittwe, jeglicher männlicher Stütze und Berathung baar, in dieser Noth anfangen, wenn ich ihn nicht hätte? Und Sie wagen ihn anzugreifen, der Sie Nichts konnten, als ihre Familie ins tiefste moralische und physische Elend zu stoßen? Doch ich will mich zu keinen weiteren Vorwürfen hinreißen lassen: Alles, was ich verlange, ist nur, daß ich und meine Angehörigen Ihre Existenz vergessen dürfen."

„Ihnen, gnädige Frau, sei dies von ganzem Herzen verstattet. An Josefa's augenblicklich verirrter Seele kann ich noch nicht verzweifeln. Ich weiß, wie groß, wie liebreich ihr Gemüth ist, ich weiß, was ich ihr gewesen bin, und ich glaube an ihre dereinstige Vergebung, wie an Gott. Meine Kinder aber sind mein letztes, mein einziges Eigenthum. Ich werde sie, allem Mißgeschick zum Trotze, bei mir behalten und auf diejenige Bahn zu lenken suchen, welche mir die des Heils und des Glückes scheint."

„Ich habe bereits gegen Ihren Starrkopf zu kämpfen gehabt, und ich weiß daher, was das heißt. Ich mag meine Worte nicht verschwenden. Sie thun mir leid, daß Sie nicht einsehen, wie ich Ihnen eine so hilfreiche Hand leiste: es wäre ein Glück für Sie, bei Ihren Dispositionen wieder ein freier Mann zu sein, und Niemand mehr Rechenschaft von Ihrem unverantwortlichen Wandel ablegen zu müssen. Wahrhaftig, ich wundere mich, daß Sie selbst

Ihrer leichten Lebensfregatte den Ballast von drei Kindern aufzubürden verlangen."

„Ein Jeder, wie er es versteht, gnädigste Frau; ich weiß nicht, ob Sie sich wirklich wegen einer, ich erkenne es an, nicht zu entschuldigenden Leidenschaft im Recht fühlen, meinen Charakter so niedrig zu beurtheilen, oder ob Sie Ihre eigene, naive Anschauungsweise meiner Lage aussprechen. Aber ich theile Ihre Ansicht in einem Punkte, nämlich daß es unnütz ist, über diese Angelegenheit ein weiteres Wort zu verlieren."

Achtzehntes Kapitel.

Palzow's Heim war jetzt in seiner Verödung trauriger, erbarmungswerther als je. Ihre Tochter mit sich nehmend, war Frau von Wilmaczek abgereist, während die Kleinen beim Vater zurückblieben. Um sie vor der unmittelbaren Noth zu schützen, hatte sich Frau von Walter ins Mittel gelegt. Ihren Vorstellungen gegenüber erklärte Frau von Wilmaczek, der zuverlässigen Resel monatlich eine ausreichende Summe zukommen lassen zu wollen, welche die nächsten Bedürfnisse der Kinder decken würde, jedoch nur unter der besonderen Bedingung, daß Heinz keinerlei Recht darauf haben solle. Es blieb ihm nichts übrig, als sich vor der Hand dieser demüthigenden Klausel zu fügen: er that es mit dem Gefühl, gegen die Seinen so tief gefehlt zu haben, daß ihm nun keine Sühne zu schwer dünken dürfe.

Der Jammer dieses einst so glücklichen, nun so zerrissenen und vereinsamten Heimes, der Anblick dieser im

zartesten Alter der mütterlichen Liebe und Sorge entbehrenden Kinder war herzergreifend. Wenn auch die gute Resel nur noch für die Kleinen lebte und Frau von Walter that, was in ihren Kräften stand, es umgab sie doch nicht mehr jene einzige, opferfreudige Mutterliebe, welche die Kinder als ein theures, durch die bittersten Schmerzen errungenes Gut vergöttert.

Heinz selbst fand in dem Anblick seiner verwaisten Kleinen die herbste Strafe, einen fortwährend neuen, nagenden Kummer. Sein Leichtsinn, seine Lebensfrische waren gebrochen. Er dachte wieder einen Augenblick daran, seinen jetzigen Stand aufzugeben und etwas Neues zu ergreifen, das ihm ermöglichen würde, sich aus dem Elend heraus zu arbeiten. Aber was gab es noch für ihn? Es blieb ihm nicht mehr das kleinste Capital zur Verfügung; sein Ruf war der eines bodenlos leichtsinnigen Menschen: wer sollte ihm auch nur noch das geringste Vertrauen schenken? Ueberdies sagte er sich, daß ihm nicht nur die Mittel, sondern auch die Kenntnisse fehlten, deren er in einer seinem Namen angemessenen Beschäftigung dringend benöthigt hätte.

Zu allen diesen Kümmernissen trat endlich noch das Schlimmste: seitdem sich die Kunde seiner Trennung von Josefa verbreitete, zugleich mit dem Gerüchte eines Zerwürfnisses zwischen ihm und seiner Schwiegermutter, fiel das Heer seiner Gläubiger erbarmungslos über ihn

her. Eine kurze Zeit noch ließ man es mit Drohungen bewenden, als man aber einsah, daß Nichts mehr zu erhoffen sei, ward auf die Palzow'sche Wohnung Beschlag gelegt.

Heinz hatte nun die Wahl, binnen vierundzwanzig Stunden zu bezahlen, oder seinen Abschied zu nehmen. Der Unglückliche brach zusammen, wie der zu Tode gehetzte Hirsch: er wußte aus all dem erdrückenden Leid und Elend nur noch eine Hilfe, die letzte, die Allen übrig bleibt, welche sich den Stürmen des Daseins nicht mehr gewachsen fühlen.

„Resel," sagte er, indem er die treue Dienerin bei Seite nahm, „habe ich Dir je böse und ungerechte Worte gesagt, so magst Du mir's vergeben. Du bist uns mehr gewesen, als eine Dienerin; mein Segen begleite Dich, Du treue, aufopfernde Freundin der Meinen!"

Resel brach in Thränen aus: „Um Gott, gnä' Herr, was reden Sie? Schicken Sie mich denn fort? Was soll aus den Kindern werden?"

„Ich schicke Dich freilich fort, Resel, doch nicht allein. Du wirst die Kinder zu ihrer Großmutter bringen. Sie haben mich doch klein gekriegt, Resel, ich muß nun doch meinen Starrkopf und meine Ueberzeugung vor ihnen beugen. Mag's denn sein, in Gottes Namen! Es ist wohl auch im Grunde einerlei, ob katholisch, ob evangelisch, — wenn ich nur wüßte, daß sie brave und tüchtige Menschen

aus ihnen erziehen! Ach, Resel, wenn Josefa, meine Seppi, meine herzallerliebste Seppi, je wieder zu sich kommt, Du wirst ihr's sagen, wie unaussprechlich ich sie trotz Allem und Allen geliebt habe! Du wirst ihr sagen, daß mir das Herz und der Lebensmuth gebrochen sind, fern von ihr. Du wirst ihr sagen, daß ich schwer und bitter, ach so bitter gebüßt habe, daß ich in kurzer Zeit den Kelch der Leiden Tropfen für Tropfen bis zur Neige habe leeren müssen. Hab' ich doch jede Demüthigung, die man dem Stolze, jeden Schmerz, den man der Liebe anthun kann, erfahren müssen! — Und noch Eins, Resel: sag' ihr, daß sie die Kinder zu arbeitsamen, anspruchslosen Menschen erziehen soll, deren Können immer mit ihrem Wollen, deren Wünsche mit ihren Mitteln in Einklang stehen. Ach, es ist bitter, Saite um Saite in der Melodie des Lebens herabstimmen zu müssen!"

„Aber, Gott bewahre, gnä' Herr, warum nur sagen Sie mir das? Es wird ja noch Alles gut werden. Sie werden ja unsere gute, liebe, gnädige Frau wiedersehen . . "

„Ja, Resel," sagte er sehr ernst, „es ist meine Hoffnung, meine feste Zuversicht: wir werden uns dereinst wiedersehen." — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Heinz hatte seine Kinder an den Bahnhof geleitet und sie wohlbewahrt davonfahren sehen. Ein eiskalter Hauch überlief sein Herz, Etwas, als sterbe er schon, wie

er den Zug in rasender Eile, einem gepanzerten Riesenwurme gleich, in einer Schlangenwindung entschwinden sah, das Letzte, Liebste entführend, das seinem Herzen nahe stand.

Er kam nach Hause, ein gebrochener, todttrauriger Mann. In sein Arbeitszimmer tretend, schloß er die Thüre hinter sich ab. Dann holte er aus einem Kasten seines Schreibtisches einen Revolver hervor, — er hatte ihn nur im vergnügten Verein mit Kameraden beim Scheibenschießen erprobt, — und lud ihn langsam. Während dieser Beschäftigung fiel sein Auge auf einen uneröffneten Brief, der vor ihm auf dem Schreibtische lag. Er las von einer bekannten Handschrift die Worte darauf: „Eilig zu bestellen!“ Was konnte ihm jetzt noch wichtig sein? Was von dieser Person? Wie lag sie in diesem schwersten, ernstesten Augenblicke seines Daseins als etwas so Episodisches, so Nebensächliches in seinem Gedächtnisse, diese Rothenburg! — Einerlei! man darf vor einer so weiten Reise den Brief einer Dame nicht den Blicken Neugieriger überlassen, — Gott weiß, was sie schreibt!

Er legte die geladene Waffe nieder, setzte sich, eröffnete den Brief und las:

„Heinz, einzig inniggeliebter Mann, jetzt endlich darf ich Dich so nennen, denn Du stehst an der Schwelle, wo Du mir gehören oder mit meinem Geständniß ins ewige

Vergessen sinken wirst. Heinz, hast Du es wahrlich nicht errathen, das Alles, was mein Herz je an unbezwinglicher Leidenschaft, an verzehrender Gluth empfunden hat, Dir, Dir allein gehörte? O mein Gott, war mir doch, als müßtest Du unter dem trügerischen Spotte meiner Worte meine Stimme beben hören, unter meiner nachlässig stolzen Haltung die fiebernde Erregtheit meines ganzen Seins fühlen!

Ich muß Dir ein ganzes, volles Geständniß machen, Heinz! Ich glaube gewiß, Du wirst mich darum nicht verachten, nicht niedrig von mir denken. Nein, Du wirst die volle Größe und Unwiderstehlichkeit meiner Leidenschaft für Dich daraus erkennen. Ja denn, Heinz, ich habe es Alles so kommen sehen, ich selbst habe Dich, wo es in meiner Macht lag, dem Verderben in die Arme getrieben. Ich bin reich und besaß die Mittel, Dich längst zu retten, — ich that es nicht, weil ich Dich erst in dieser letzten, bittersten Noth wissen mußte. Nun hast Du nichts mehr, woran Dein Herz hängt, in der ganzen, weiten Welt. Diese Ehe, die nicht Dein Glück sein konnte, die Dich herabziehen und verderben mußte, ist zerrissen. Nein, mein Heinz, mit Deiner göttlichen Schönheit und Deinem göttlichen Leichtsinn warst Du nicht für diese philiströse Gesellschaft geschaffen, die Dich alle Qual und Noth des elendesten terre à terre empfinden ließ. Jetzt ist all diese verächtliche Kleinlichkeit von Dir ab=

gefallen, es kostet Dich ein Wort, und Du bist frei, reich, glücklich! — Denn Du bist verloren, verloren, Heinz, wenn Du nicht im letzten Augenblicke meine rettende Hand ergreifst. Erfasse sie, Heinz, erfasse sie! Sieh, ich bitte Dich auf den Knieen um die Gnade, Dir helfen zu dürfen! Ein Wort nur, und Deine Gläubiger sind befriedigt, Deine Ehre ist gerettet. Dann kannst Du immerhin dem Elend des militärischen Lebens entsagen. O, Heinz, denke daran, welche Zukunft unsäglicher Freuden das Leben uns eröffnet: wir werden die Schönheit der Erde bewundern, wir werden Alles genießen, was die Weisheit, die Kunst des Menschen ersonnen, um das Dasein zu verschönern, die Welt zum Paradiese umzuschaffen. Ja, Heinz, all diese Wonne werden unsere durstigen, verschmachteten Lippen trinken! Es wird keine Liebe in der Vergangenheit noch in der Zukunft geben, die jemals die Seligkeiten unserer Liebe erschöpfte! O, Heinz, höre mich! O, Heinz, zieh' mich zu Dir empor, die ich im Staube vor Dir flehe! Fürsten haben so vor mir gelegen, wie ich heute vor Dir liege, mein Abgott, mein Leben! —

Und fragst Du, warum ich Dir diese stürmische Leidenschaft nicht früher enthüllte, warum ich nicht schon Dir gehörte, da noch menschliche Gesetze und Conventionen uns trennten? Nicht sie, mein Geliebter, nicht sie! Es ist eine zu alte, ewige Wahrheit, als daß ich sie noch

wiederholen müßte, daß, wo die unbezwingbare Stimme der Natur redet, Alles andere, was dem Verstande des Menscheu entsprossen, um das Thier in uns zu bändigen, in eitel Dunst und Nebel zerfließt! — Aber ich wollte Dir ganz, Dir allein gehören, mein Geliebter, ich hätte es nicht ertragen, zwischen Dir und einem Andern theilen zu müssen! O, ich fühle auch, daß ich das Weib hätte vergiften können, das noch ein Recht an Dir gehabt hätte, nachdem ich Dich einmal besessen! — Wie hat es sich Alles so glücklich gefügt, daß wir nun Beide endlich wieder frei sind, um uns von dem göttlichen Bande aufs Neue fesseln lassen zu können! Denn nicht wahr, nicht wahr, mein Heinz, die Gluth meiner Liebe hat auch das Feuer in Deinen Adern entzündet? Du fühlst nun, daß es wieder werth ist, zu leben! Du gehörst mir! O, Heinz, ich Glückliche, Selige, fühle es, daß ich endlich, endlich schreiben darf

Deine Lola."

Während Heinz diese Worte las, spielte Etwas zwischen Mitleid und Verachtung in seinen Zügen. Ohne einen Augenblick unschlüssig zu zögern, entzündete er, da er geendet, ein Licht und verbrannte den Brief langsam darüber, bis die Asche dieses glühenden Geständnisses, dieser letzten, hilfebietenden Versuchung, schwarzen Motten gleich, davonflatterte. Dann schrieb er auf ein Blatt:

„Gnädige Frau,

Begreifen Sie wirklich die Worte Liebe und Ehre? Sonst fürchte ich wahrlich, daß Sie nicht verstehen werden, warum ich aus dieser Welt geschieden bin.

In tiefster Ergebenheit

Heinz von Palzow.“

Ihr Kavalier.

Novelette.

Europa lag in tiefer Ruhe. Mein hoher Chef hatte Urlaub genommen und die Geschäfte der Gesandtschaft seinem Sekretär, dem Grafen Dersekow, übertragen.

Um die Bureaustunde gewissenhaft auszufüllen, saßen wir beisammen in der Kanzlei und rauchten Cigaretten. Ich, der ich damals als junger Attaché meinen ersten auswärtigen Posten bekleidete, lauschte mit Andacht der höheren Einsicht des Sekretärs, welcher mir als der Urborn aller gesellschaftlichen und politischen Weisheit erschien.

Plötzlich unterbrach der Kanzleidiener unsere tiefen Betrachtungen über die erstaunlichsten Wolkenmassen, welche unsere müßige und thatendurstige Phantasie am politischen Himmel heraufbeschwor, indem er dem Grafen eine Visitenkarte überreichte:

Baron von Girlitz-Falkenburg
Kammerherr

Der Graf drehte die Karte zwischen den Fingern und sagte in wegwerfendem Tone: „Girlitz? Girlitz? — Solche Menschen giebt's ja garnicht!“

Aber schon trat der Angemeldete herein und verneigte sich ehrerbietigst vor uns.

„Entschuldigen Sie die Störung,“ sagte er schnell und geläufig; alle seine Worte strömten glatt und süß wie Honig von seinen Lippen. „Falls meine Visitenkarte Ihnen nicht genügen sollte, gestatten Sie mir, Ihnen meine Papiere ....“ Er griff in die Brusttasche.

„Bitte, bitte,“ unterbrach ich ihn, „ich bin vollständig in der Lage, Sie zu legitimiren. Vielleicht erinnern Sie sich meiner noch aus unserer gemeinsamen Vaterstadt ....“

Graf Dersekow sandte einen forschenden Blick zu dem Fremden hinüber, dann einen erstaunten und fragenden auf mich, so daß ich etwas verlegen wurde.

„O natürlich!“ rief der Ankömmling aus. „Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht gleich wiedererkannte. Sie haben sich so verändert, sind so reif und stattlich geworden, daß selbst ein alter Freund, wie ich es von Ihnen zu sein die Ehre habe, einen Augenblick im Zweifel sein konnte.“

Das Kompliment ließ mich die bittere Pille, vor unserem vornehmen Sekretär von Baron Girlitz als „alter Freund“ angeredet zu werden, leichter verschlucken.

Eigentlich hatte Girlitz auch nicht die geringste Berechtigung zu dieser vertraulichen Benennung. Ich war noch ein grüner Gymnasiast, als Girlitz begann, eine Rolle zu spielen. Er war von kleiner, bürgerlicher Herkunft. Die Natur hatte es nicht für nöthig befunden, seinen Verstand mit verschwenderischen Gaben auszustatten, da sie für sein Aeußeres ein Uebriges gethan hatte. Er war ein auffallend stattlicher Mensch und galt unter den Damen als der hübscheste Offizier des Regiments. Seiner Erscheinung sollte er auch seine Carriere verdanken.

Eines Tages ward unsere Stadt durch die Ankunft einer russischen Prinzeß in die höchste Aufregung versetzt. Sie kam, um auf der Durchreise eine entfernte Verwandte zu besuchen und erweckte selbstverständlich das allgemeine und regste Interesse. Prinzeß Marfa enttäuschte uns allerdings zunächst durch ihr Aeußeres, denn sie war ein reifes, mageres Mädchen. Dagegen wirkte doch die Art und Weise ihres Auftretens auf die Phantasie der harmlosen Kleinstädter: sie trug prächtige, bunte Seidenroben mit glänzenden Goldstickereien, funkelnde Geschmeide zu allen Tageszeiten; auch lag sie gern in verführerischem Négligé auf der chaise-longue und rauchte Cigaretten. Der Glückstreffer, diesem Mädchen aus der Fremde zu gefallen, fiel dem schönen Girlitz zu. Kaum hatte sie ihn erblickt, als sie sich über Hals und Ohren in ihn verliebte und nicht ruhte, bis er ihr Gatte war.

Girlitz ließ sich dazu um so weniger nöthigen, als diese bräunliche Madonna, wie die Heiligenbilder ihrer Heimath, aus einem satten Goldgrunde hervorstrahlte.

Die Einwendungen ihrer Verwandten wußte Prinzeß Marfa mit siegreichen Argumenten zurück zu schlagen: mit Millionen läßt sich aus einem hübschen Kerl schon Etwas machen! Und sie that das Menschenmögliche.

Girlitz mußte sich nun zunächst eingehend mit seinen Familienpapieren beschäftigen. Das Resultat sorgfältiger Recherchen war, daß, wenn die Ahnen des schönen Offiziers nicht die gewichtige Partikel ihrem Namen voran zu setzen berechtigt gewesen waren, (was übrigens kein Mensch mehr nachweisen konnte!) sie es doch mindestens mit gleichem Recht verdient hätten, als so viele Andere, welche klägliche, blutarme Sprößlinge in die Welt gesetzt, während die Sippe der Girlitze sich rühmen durfte, die Menschheit um ein wahres Prachtexemplar bereichert zu haben: infolge dieser und anderer noch schwerer wiegender Gründe ward Girlitz in den Freiherrnstand erhoben. Selbstverständlich mußte er sein bescheidenes Artillerie-regiment schleunigst verlassen. Man kaufte Schloß Falkenburg nebst der dazu gehörigen Herrschaft, und nun stand man schon anders da. Der Titel Kammerherr, welcher jetzt seine Visitenkarte zierte, war ein mir bis dahin unbekanntes Ornament, das ein schönes Zeugniß für die Ehrbegierde und Zähigkeit der Baronin Girlitz-Falkenburg

ablegte. Trotz alledem schien sie noch immer nicht vollständig befriedigt: wer anders als sie, konnte ihn in die weite Welt getrieben haben, und welche Ziele verfolgte sie nun wieder? — Wir sollten bald Aufklärung über den Zweck der Reise erhalten.

Mit zündender Beredtsamkeit schilderte uns Girlitz die Verdienste, welche er sich auf seinen Besitzungen um die Hebung der Rindviehzucht erworben. Es sei seiner patriotischen Seele unerträglich, Englands Ochsenfleisch so hoch gepriesen zu hören. Deutschland brauche in keiner Beziehung hinter irgend einer Nation zurück zu stehen; also auch nicht auf dem Gebiete des Roastbeefs. Es müsse sich nur ein tüchtiger, intelligenter Mensch der Sache annehmen. Dieser Mensch sei er. Er habe von einem kleinen orientalischen Büffel gehört, der sich zu einer sehr erfolgreichen Kreuzung mit dem deutschen Rinde eignen solle. Diesen Büffel wolle er jetzt aus der Nähe studiren. Er hoffe, die Vertretung seines Landes werde ihm in diesem menschenfreundlichen Unternehmen behilflich zur Seite stehen und ihn zu diesem Zwecke vor allen Dingen in der Gesellschaft einführen, womöglich auch bei Hofe.

Graf Dersekow, welcher überhaupt nicht für die Vorstellung von Fremdlingen schwärmte, verhielt sich zurückhaltend und schützte für den Augenblick dringende Geschäfte vor. Mit stillem Neid sah ich ihn in der Richtung

des Restaurants entschwinden, während ich mit meinem Appetit bei dem „alten Freunde“ zurück bleiben mußte. Indeß hatte dieser die glückliche Eingebung, mich zum Frühstück einzuladen. Ich nahm dies unbedenklich an, und während wir in sein Hotel schlenderten, plauderte er mir ununterbrochen vor:

„Ich bin zu glücklich, eine so liebe, alte Bekanntschaft zu erneuern! Und wie wird sich meine Frau freuen! Sie hat eine Schwäche für so hübsche, distinguirte, junge Leute. A propos — ich werde Sie mit einem reizenden jungen Manne bekannt machen, die Blüthe des österreichischen Adels, dem Reichsgrafen von Lichtenberg.“

Dann erfuhr ich, daß er diesen in jeglicher Beziehung gottbegnadeten Magnaten im Orientexpreßzug kennen gelernt. Der Reichsgraf hatte sich mit der Liebenswürdigkeit, die allein echte Vornehmheit kennzeichnet, dem Ehepaare gewidmet, und wie mir aus Girlitz's Darstellung hervorzugehen schien, waren es hauptsächlich die Reize der Baronin, welche ihn unwiderstehlich angezogen hatten. Girlitz mochte selber fühlen, daß dieser Punkt sogar in meiner arglosen Seele eine gewisse Befremdung erregen müsse. Er beeilte sich daher zu betonen, daß seine Frau über einen außerordentlichen Esprit verfüge und außerdem den unbeschreiblichen Charme russischer Frauen mit dem Prestige der vornehmen Geburt aufs Glücklichste vereinige.

Ich war unendlich gespannt, die Baronin wieder zu

sehen und eigentlich noch mehr, ihren Verehrer kennen zu lernen.

Wir langten im Hotel an, wo Girlitz wirklich eine imposante Flucht von Gemächern bewohnte. Er beeilte sich, mir mitzutheilen, daß sich dicht an dieselben der Salon und das Schlafzimmer des Reichsgrafen von Lichtenberg anschlössen.

Die Baronin erkannte mich offenbar erst nicht recht, empfing mich aber sogleich mit überschwenglicher Liebenswürdigkeit. Ich wurde dem Reichsgrafen als ein „alter Freund" vorgestellt, während dieser mit Ostentation als ein solcher vor mir behandelt wurde. In dem Reichsgrafen lernte ich übrigens einen sehr einnehmenden jungen Mann kennen. Alle Vorurtheile, welche sein seltsamer Geschmack in mir erregt, schwanden vor der Wirklichkeit dahin: elegant, tadellos in der Toilette, wie in den Manieren; dazu der eigene Reiz seines südlichen Accents, der das norddeutsche Ohr stets so einschmeichelnd trifft.

Wir frühstückten zu Viert in dem Speisesaale des Barons, und bald versetzten uns die ausgesuchten Leckerbissen und vorzüglichen Getränke in die heiterste Stimmung. Graf Lichtenberg flüsterte oftmals der Baronin eine Galanterie zu, welche jene mit zarter Röthe überhauchte, während Girlitz in solchen Momenten mit rührender Diskretion meine Aufmerksamkeit auf sich zu konzentriren suchte. Dazwischen flochten sich die anmuthigen Arabesken

kleiner Liebesintriguen aus der österreichischen Aristokratie ein, welche der Graf mit großem Witz zu erzählen verstand, und in welchen die Ehemänner meist eine etwas humoristische Rolle spielten. Auf meine naive Frage, wie sich die Gatten in solchen Lagen benähmen, erwiderte er nachlässig, daß, falls es ihnen nicht anstünde, sich mit Anstand in das Natürliche zu schicken, man sie ja auch im Zweikampf todtschießen könne. Darüber lachten wir andern sehr, während er uns erstaunt anblickte, als könne er durchaus den Grund unserer Heiterkeit nicht einsehen.

Auch als Feinschmecker legte er Proben ab, welche meine ganze Bewunderung erregten: er verlangte vom Kellner eine zweite Flasche fünfundsiebziger Mouton, weil, wie er behauptete, die erste nach dem Korken schmeckte; zwar konnte meine noch wenig raffinirte Zunge nicht den geringsten Tadel daran bemerken, doch hütete ich mich wohl, mich durch ein solches Geständniß bloß zu stellen. Auch fuhr er den dienstbaren Geist mit kräftiger Ermahnung an, weil er es gewagt, ihm zum Fisch nur e i n e Gabel zu geben: wenn man in diesem Hotel den Luxus silberner Tischmesser zu ignoriren scheine, so sei dies doch noch kein Grund, um den Leuten zuzumuthen, mit den Fingern zu essen! —

Man verlangte hernach Auskunft von mir, wo das Feinste von orientalischen Teppichen, Stickereien und Kuriositäten einzukaufen sei. Ich gab mehrere Adressen

an, fügte jedoch als gewissenhafter Mensch hinzu, daß man in diesem Lande bis aufs Blut mit den Verkäufern handeln müsse.

„Aber, mein Lieber," sagte Graf Lichtenberg, indem er mich so aufmerksam musterte, als wolle er ergründen, ob es noch möglich sei, fernerhin mit mir zu verkehren, „unsereins kann doch nicht schachern, wie ein Jude!"

„Sie haben es aber hier mit lauter Betrügern zu thun, die es immer noch fertig bringen, Sie ordentlich übers Ohr zu hauen."

Der Graf zuckte die Achseln: „Nehmen Sie mir's nicht übel — ich habe nicht gelernt, zu feilschen." Und die Baronin lohnte ihm diese großherzige, wenn auch unpraktische Aeußerung mit einem verständnißinnigen Blicke.

Nach genossenem Frühstück bot uns Girlitz eine zwei-Gulden-Cigarre an, obschon er sich eigentlich dabei zu schämen schien, seinem vornehmen Gaste nichts Besseres reichen zu können. Ich, der ich nur Cigaretten rauchte, blieb allein bei der Baronin zurück, während die beiden Andern das Herrenzimmer aufsuchten.

„Nun," sagte Frau Marfa, „was sagen Sie zu unserm charmanten Freunde? Haben Sie je etwas Einnehmenderes gesehen?"

Ich stimmte mit aufrichtiger Bewunderung in ihre Lobpreisungen ein und gewann dadurch ihr Herz im

Sturme; vielleicht trug auch der Champagner, der eine fliegende Röthe auf ihre fahlen Wangen gezaubert, dazu bei, daß sie mich bald mit dem wärmsten Vertrauen beehrte: Girlitz war gewiß ein guter, prächtiger Mensch, doch konnte sich eine feinbesaitete Natur, wie die ihrige, auf die Länge ganz glücklich an seiner Seite fühlen? Es war ihr freilich gelungen, seiner Existenz einen Zweck zu verleihen. Sie zweifelte nicht, daß das Interesse, welches ihn in den Orient getrieben, volle Früchte tragen würde: es handelte sich dabei um die Lösung so gemeinnütziger Fragen, daß gewiß der eine oder der andere Orden als Lohn so großer Opfer und Anstrengungen nicht ausbleiben könne! (Und nun verstand ich plötzlich die Sorge um das schöne Hornvieh!) Nun gleichviel — trotz ihres unaufhörlichen Corrigirens und Polirens blieb doch noch viel Plebejisches an ihm kleben, was ihre aristokratische Seele tief verletzte. Das fühlte sie jetzt wieder um so empfindlicher, als sie Gelegenheit hatte, ihn mit einem Manne der wahren Welt, ihrer Welt zu vergleichen: dem Reichsgrafen von Lichtenberg! (Sie seufzte elegisch.) Der konnte sie verstehen! Das war ein feiner, zartfühlender, geistreicher Mensch, jeder Zoll ein Kavalier! —

Ich begann in meinem ehrlichen Gemüthe für das Glück meines „alten Freundes“ Girlitz zu beben. —

Am nächsten Tage war ich zu meinem Bedauern verhindert, Girlitz meine Aufwartung zu machen. Ich sah

nur flüchtig das Kleeblatt in einem Landauer an mir vorüberfahren: im Hintergrunde saß die Baronin neben Lichtenberg, Beide in ein so angelegentliches Gespräch vertieft, daß für mich schlichten Fußgänger kein Blick abfiel; Girlitz auf dem Rücksitze, glückstrahlend, den Kopf wie eine Wetterfahne im Sturme nach allen Richtungen wendend, gewahrte mich und winkte mir mit beiden Händen und dem ganzen Körper zu. —

Als ich Tags darauf mich ins Hotel begab und nach der Baronin fragte, ward ich vom Portier ohne Umstände hinaufgewiesen. Ich stand nun vor der Thüre des Salons und klopfte diskret an, erhielt jedoch keine Antwort, obgleich ich drinnen ganz deutlich Stimmen zu vernehmen meinte. Ich klopfte ein zweites Mal etwas kräftiger, aber als auch dies erfolglos blieb, unterfing ich mich, die Klinke leise aufzudrücken: mir war, als wäre das Kapitel eines französischen Romans vor mir lebendig geworden, und zugleich gewannen die Sagen aus Prinzeß Marfa's Jugendzeit vor meinen Blicken greifbare Gestaltung. Die Baronin, in einem wallenden, gestickten Gewande, lag auf einer Couchette in der anmuthigsten Pose hingegossen; ihre Augen verfolgten mit schmachtenden Blicken die blauen Dampfwölkchen, welche sie zwischen den Lippen hervorstieß. Zu ihren Füßen saß der Graf auf einem so niedrigen Puff, daß es fast den Anschein hatte, als ob er vor ihr kniee; er wandte mir den Rücken,

und ich konnte den Ausdruck seines Gesichtes nicht sehen, bemerkte jedoch, daß er aufs Eifrigste auf die Baronin einsprach.

Wie angewurzelt blieb ich in der Thüre stehen und heftete meine überraschten Augen auf die Gruppe. Dann überkam mich auf einmal ein großer Schrecken, daß ich als ungebetener Lauscher erscheinen könne, — ich wußte nicht, wie ich mich nachträglich bemerkbar machen sollte und kam mir unsagbar ungeschickt und überflüssig vor. So trat ich denn leise zurück und schloß die Thür wieder geräuschlos. Allerdings überkam mich jetzt das Gefühl, sehr einfältig gehandelt zu haben, denn schließlich hatte ich keinerlei Anlaß, so zarte Diskretion zu üben. Aber nun fehlte mir vollends der Muth, einen zweiten Versuch zu machen, um bei der Baronin einzudringen. Ich schlich also die Stiegen wieder hinab und hoffte unbemerkt zu entkommen. Im Vestibule erblickte mich jedoch der Wirth, der sich als Landsmann gern eine kleine Annäherung erlaubte: er begrüßte mich und drang in mich, ihm in sein Comptoir zu folgen:

„Sie sind ein Kunstkenner — Sie haben nie dergleichen gesehen! Es ist schon manches großartige Stück hier aus- und eingetragen worden, aber soviel Kostbarkeiten habe ich in meinem Leben nicht bei einander gesehen!" Und dann sprudelte das Lob seiner neuen Gäste schier unerschöpflich über seine Lippen. „Und denken

Sie nur, daß kein rother Heller von irgend einem Gegenstande heruntergehandelt worden ist! Das Judenvolk hat's ordentlich wahrgenommen — die Spitzbuben, die Räuber! Der Herr Baron machte ja eine etwas sauersüße Miene, daß er so tief in den Beutel greifen sollte, aber Se. Erlaucht scheint gar nicht zu wissen, was das Geld werth ist. Nun, wenn man niemals gelernt hat, zu rechnen, und schließlich, wenn man es haben kann..."

Ich vermeinte unterdessen in ein Märchen von tausend und eine Nacht zu blicken. Der Wirth übertrieb nicht. Sein ganzes Comptoir war von allen Schätzen des Orients förmlich überschwemmt: schwere Seidenstoffe warfen die sanften Lichter ihrer gedämpften Farben zwischen das prahlerische Gefunkel schwerer Goldstickereien; phantastische Blumenstücke rankten über zarten Atlasgrund hin; und hier künstlich gewürfelte Tuchmosaike; und dort köstliche Waffen mit den feinsten Silbereinlagen; aus dem Wirrwarr der leuchtenden Stoffe ragte die schlanke Form einer zierlichen Bronzevase empor oder erhob sich ein niedriges Tischchen mit Schildpatt und Elfenbein ausgelegt. Und das Alles lag hingestreut über die fußdicke Wolle eines Smyrnateppichs und das matte, harmonische Farbenspiel alter Perser.

Der Wirth war beauftragt, all' diese Kostbarkeiten aufs Sorgsamste verpacken zu lassen, und die vom Reichsgrafen eingehandelten Dinge sofort nach Pest abzusenden.

Ich konnte mich nicht leicht von all' den Herrlichkeiten, die dem Kenner einen wahren Augenschmaus boten, losreißen. Endlich aber kehrte ich mit Hinterlassung meiner Karte in meine Wohnung zurück. Zu meiner Ueberraschung fand ich dort Girlitz vor, welcher darauf bestanden hatte, meine Rückkehr abzuwarten.

Er ertränkte sofort jedes Wort, das ich zu stammeln versuchte, in der Fluth seiner Reden und Komplimente, und als er mich in mein Schicksal ergeben sah, ihm fortan das Wort, ohne weiteren Kampf darum, zu überlassen, ging er auf einigen Umwegen seinem Ziele entgegen. Er brannte nämlich auf eine Einladung zum Raout, welcher morgen Abend in der französischen Gesandtschaft zu Ehren des Prinzen Michael stattfinden sollte, und da seine gesellschaftlichen Wünsche eine so kühle Aufnahme beim Grafen Dersekow gefunden, so drang er in mich, seine Einführung dort zu vermitteln. Ich darf es nicht verschweigen, ich kam mir auf einmal wie eine sehr wichtige Persönlichkeit vor, und es that meinem Herzen wohl, Jemand protegiren zu können. Ich ließ mich noch ein wenig bitten und versprach endlich, meinen Einfluß geltend zu machen. Girlitz war aber hiermit noch nicht befriedigt: auch dem Reichsgrafen von Lichtenberg sollte ich eine Einladung verschaffen. Derselbe hätte sich deswegen allerdings leicht an seine eigene Gesandtschaft wenden können; doch in seiner vornehmen

Nonchalance widerstrebte es ihm, irgend einen Schritt darum zu thun. Er sei so verwöhnt und halte es überhaupt für eine große Herablassung, wenn er die Gesellschaft dieses „Monsieur X." — so drückte er sich aus, denn bürgerliche Namen konnte er ein für allemal seinem Gedächtnisse nicht einverleiben, — mit seiner Gegenwart beehre. Doch, fügte Girlitz hinzu, sei ihm und besonders seiner Frau — er hatte dabei ein nachsichtiges Lächeln, — das Vergnügen am Feste sehr beeinträchtigt, wenn sie sich ohne den liebenswürdigen Freund dahin begeben sollten. Girlitz setzte mit seinem Wortschwall meine Geduld auf eine harte Probe; ich sah, daß er mich nicht loslassen würde, ehe er nicht die Erfüllung aller seiner Wünsche von mir erpreßt haben würde. Ich war zum Diner eingeladen und hatte kaum noch Zeit, mich umzuziehen: so versprach ich ihm zuletzt Alles, was er wollte, um ihn nur loszuwerden. —

Dank meinen Bemühungen ward denn auch Baron Girlitz-Falkenburg nebst Gemahlin und dem interessanten Reichsgrafen zum Feste der französischen Gesandtschaft geladen. Die Versammlung war eine außerordentlich gewählte und elegante. In dem weiß und goldenen Saale, unter den Strahlen des mächtigen Crystallkronleuchters bewegte sich eine prächtige Ausstellung von grellen Ordensbändern, funkelnden Sternen, blitzenden Diamanten und Schultern jeden Alters. Man wurde

mit Begrüßungen und Händeschütteln nicht fertig, da beinahe alle Mitglieder der Gesellschaft sich unter einander kannten. Um so größere Sensation erregte das Entrée meiner Freunde: drei Fremdlinge auf einmal!

Voran bewegte sich die Baronin am Arme des Reichsgrafen von Lichtenberg. Sie trug eine sehr elegante, fliederfarbene Damastrobe, ihre spitzigen Schultern verschleierte eine sehr raffinirt angebrachte Tüllwolke. Ihr Kavalier war das Muster männlichen Chics. Hinterher kam der schöne Girlitz, eine Erscheinung, die ihren Effekt nicht verfehlen konnte. Mein Trifolium machte mir alle Ehre, und es überkam mich ihm gegenüber etwas von dem Stolze des Autors. Von allen Seiten ward ich um Auskunft über die Fremdlinge bestürmt, so daß ich zuletzt ordentlich froh war, als die Ankunft des Prinzen Michael der allgemeinen Aufmerksamkeit eine andere Richtung gab.

Girlitz ließ sich's nicht nehmen, sich mit seiner Suite zur Vorstellung an den Prinzen heranzudrängen. Se. Hoheit, welcher sich gern als Kenner weiblicher Schönheit aufspielte, fand nicht viel Worte für die Baronin. Dagegen erfüllte es mich mit Genugthuung, daß er ein großes Gefallen an Lichtenberg zu finden schien. Er sprach sehr lange mit ihm und ließ sich viel von Wien und den schönen Comtessen berichten, unter denen er sich weiland so wohl gefühlt! — Man bemerkte allgemein die Auszeichnung, welche Se. Hoheit dem jungen Reichs=

grafen hatte zu Theil werden lassen; sein Erfolg war denn auch ein durchschlagender: man konnte sich nichts Distinguirteres und Eleganteres vorstellen. Einen Dämpfer auf das Hochgefühl, das meine Brust schwellte, setzte dagegen die Entrevue des Barons mit Sr. Hoheit. Girlitz wußte mit fabelhafter Gewandtheit das Gespräch sogleich auf den Zweck seiner Reise hinüberzuleiten, und nun ließ er den unglücklichen Prinzen nicht mehr los, bis er seine sämmtlichen Theorien über orientalische Büffel, englische Rinder, deutsche Ochsen und amerikanisches Hornvieh vor ihm abgewickelt. Ich war aufs Peinlichste berührt, als Se. Hoheit mehrmals ungeduldig hüstelte; die umstehenden Damen hielten ihre Taschentücher oder Fächer vor den Mund, um ein boshaftes Lächeln zu maskiren, während die Herren halb verlegen, halb amüsirt in ihren Hut blickten. Endlich kam er zu Ende; der Prinz warf noch einen feindlichen Blick auf ihn und wandte sich dann lieblicheren Gegenständen zu.

Girlitz stürzte sich nun auf mich: „Wie finden Sie meine Frau heute Abend? Sehr vortheilhaft, nicht wahr? Der vortreffliche Lichtenberg hat selbst ihre Toilette bis in alle Details angeordnet und ihr das kostbare Schulterbouquet von Orchideen zu Füßen gelegt. Der gute Mensch! Er ist ganz bezaubert von meiner Frau! — Lieber Gott, diese Russinnen haben ein je ne sais quoi ....“

„Sie ist reizend," sagte eine schmachtende und zugleich nachlässige Stimme über unsere Schultern hinüber. Es war der Reichsgraf, der vorüber ging.

Das Gesicht des Barons leuchtete, wie verklärt: wenn er je die Illusion gehegt, daß seine Gemahlin einen tieferen Eindruck auf Männerherzen zu machen im Stande sei, so war ihm dieselbe in den Jahren seiner Ehe gewiß abhanden gekommen, und der eitle Mensch mochte das als eine persönliche Kränkung empfunden haben. Und nun plötzlich diese großartige Eroberung! —

Indessen nahm das Fest einen glänzenden Verlauf: man kokettirte, renommirte, rivalisirte und machte Médisance um die Wette, langweilte oder amüsirte sich, je nach Charakteranlagen und Befriedigung seiner kleinen Interessen. Ich hatte meine Freunde seit einiger Zeit aus dem Auge verloren, um selbst meinen Verpflichtungen und Neigungen nachzugehen. Erschöpft von der Hitze und den Anstrengungen zur Liebenswürdigkeit, die ich gemacht, wandte ich mich endlich dem Bibliothekzimmer zu, welches der verständnißvolle und menschenfreundliche Hauswirth den Rauchern als Domäne zugewiesen hatte. Ich fand in dem geräumigen Gemache eine heitere Versammlung und ergötzte mich an einer pikanten Anekdote, die eben zum Besten gegeben wurde, als ich zu meinem Erstaunen am anderen Ende der Bibliothek, etwas abseits, auf einem kleinen Divan, Dersekow in der Gesell=

schaft des Reichsgrafen bemerkte. Also auch unseren kühlen Sekretär hat er begeistert! sagte ich mir mit Genugthuung. Bei näherer Betrachtung fand ich aber, daß Dersekow's Aussehen meinen ersten, optimistischen Eindruck eigentlich wenig rechtfertigte. Er hatte sein Monocle eingeklemmt und betrachtete Lichtenberg dadurch mit einer gewissen Impertinenz. Es sah aus, als wenn er Fragen stellte, auf welche der Reichsgraf etwas erregt antwortete. Auf einmal stand Dersekow auf, langte von einem Bücherreale einen Gothaer Almanach herab, und nachdem er einen Augenblick darin geblättert, legte er ihn mit einem schneidend ironischen Lächeln vor den Oesterreicher hin, und ohne ein Wort zu sprechen unterstrich er Etwas mit dem Zeigefinger.

Alsbald sah ich Lichtenberg aufspringen: er hatte einen puterrothen Kopf bekommen und warf Dersekow ein paar wüthende Worte zu, worauf er ihm den Rücken wandte. Dersekow stellte gleichmüthig das verhängnißvolle Buch auf seinen Platz zurück. Dann erblickte er mich plötzlich und kam auf mich zu. Ich trug wahrscheinlich eine sehr bestürzte, alberne Miene zur Schau; wenigstens lachte er mir ins Gesicht und sagte mir mit dem Ausdruck wahrhaft teuflischer Schadenfreude:

„Da haben Sie ja ein Meisterstück ausgeführt, mein Lieber, indem Sie unsere Gesellschaft um diese köstlichen Elemente bereichert haben. Ich werde wahrscheinlich

eine Forderung von Sr. Erlaucht erhalten und rechne auf Sie, um mich zu sekundiren."

Er sah mich noch einmal mit einem Blicke an, in welchem Mitleid und boshaftes Vergnügen sich verschwisterten, und ließ mich sehr betreten stehen.

Ich wollte mir vom Reichsgrafen Aufklärung über den Zwischenfall einholen und suchte ihn überall; er hatte die Gesellschaft verlassen. Die Baronin fragte mich nach ihm und war sehr übler Laune, als sie erfuhr, daß er sie so rücksichtslos im Stiche gelassen.

Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich sollte Zeuge eines Duells werden! — Wie furchtbar und doch wie interessant! — — — — — — — — — — —

So stand ich am Vorabende eines Zweikampfes in der wichtigen Rolle eines Sekundanten. Der ganze Tag war uns mit den Pourparlers und Arrangements zu dem Duell vergangen. Girlitz vertrat die Interessen seines Freundes gegen Dersekow und mich. All' unsere Versuche, die Sache gütlich beizulegen, scheiterten an dem Eigensinn der beiden Gegner; den eigentlichen Grund ihrer Erbitterung konnten wir nicht recht feststellen; wir tauschten die abenteuerlichsten Vermuthungen aus und waren sehr geneigt, „die Frau zu suchen." Besonders blutdürstig zeigte sich der Reichsgraf. Er wollte es nicht anders thun, als fünf Schritt Barriere mit Kugelwechsel bis zum Erfolg.

Dersekow imponirte mir außerordentlich durch seinen unerschütterlichen Gleichmuth: ich hatte eine solche Heldenseele nicht in ihm vermuthet. Er hörte mich kaum an, als ich ihm die Bedingungen des Reichsgrafen nannte und sagte mir mit seinem überlegenen, sarkastischen Lächeln, daß er sich in dieser Angelegenheit ganz auf meine Einsicht verlasse, worauf er ruhig unter seinen Zeitungen weiter kramte.

Das Duell war auf den nächsten Morgen um acht Uhr festgestellt. Spät Abends erschien noch einmal Girlitz bei mir. Er bat mich, mit mir an den Ort des Stelldicheins fahren zu dürfen, da der Reichsgraf seine Gesellschaft im Wagen abgelehnt habe. Er vertraute mir, daß sein Freund plötzlich von trüben Ahnungen ergriffen scheine: er ordne seine Sachen mit großer Genauigkeit und sei sehr nachdenklich; auch habe er den Wunsch geäußert, in der verhängnißvollen Stunde vor dem Zweikampf allein und ungestört mit seinen ernsten Gedanken sein zu dürfen. Mir kam der Vorschlag sehr gelegen, da merkwürdigerweise auch Dersekow meine Begleitung nicht wollte.

„Lassen Sie mich nur,“ sagte er spöttisch, als ich in ihn drang, „ich kann wirklich Ihren Trost und Beistand auf dem Wege vor den Pistolenlauf entbehren.“

Girlitz und ich schüttelten uns in stillem, traurigem Einverständniß die Hand. Sein reicher Redestrom war

plötzlich vor der Macht des Unglücks versiecht. Er fand nur immer wieder denselben Refrain: „Daß ja meine Frau nichts vorher erfährt!“ Und dieses „vorher“ drückte etwas Düsteres, Entsetzliches aus — es lag eine ganze Leichenrede darin! —

Girlitz und ich waren in sehr gespannter Stimmung und von dem vollen Bewußtsein unserer verantwortlichen Rolle erfüllt zum Felde der Ehre hinausgefahren.

Schweigsam und bedrückt betraten wir etwa zwei Stunden später den Heimweg. — — Was vorgefallen war? — Nun, das war ja eben das Niederschmetternde, Unfaßbare, daß absolut Nichts vorgefallen war!

Wir waren lange vor der angesetzten Stunde eingetroffen. Wir hatten Alles aufs Beste vorbereitet und angeordnet und erwarteten nun in hoher Erregung die beiden Gegner. Aber die Zeit verstrich; es war längst acht und halb neun Uhr geworden, — keiner unserer Freunde ließ sich blicken! Wir ergingen uns in allen möglichen und unmöglichen Vermuthungen, um diese Verspätung zu erklären: wir ließen alle Saiten der Enttäuschung, der Entrüstung, des Mißtrauens und endlich der Befürchtungen erzittern. War es möglich, daß durch irgend eine Indiskretion etwas ruchbar geworden und die beiden Streiter von ihrem mörderischen Vorhaben abgehalten worden waren? —

Da endlich alle Hoffnung dahinschwand, den Kampf

ausgefochten zu sehen, entschlossen wir uns, den Schauplatz wieder zu verlassen. Zunächst — ich bestand darauf, — begaben wir uns in die Wohnung des Gesandtschaftssekretärs: der Diener sah mich sehr verwundert an, als er mich so aufgeregt nach seinem Herrn fragen hörte, und antwortete, der Herr Graf habe sich soeben zum Frühstück ins Hotel begeben. Ich war dem Ersticken nahe! — Wir fuhren nun ins Hotel und stürzten sogleich in das Restaurant: richtig! da saß Dersekow, olympische Ruhe auf allen Zügen und befreite gerade ein sehr appetitliches Côtelette en papillote von seiner Hülle.

„Aber, mein lieber Graf!" stieß ich in höchster Aufregung hervor. „Was ist geschehen? Warum sind Sie ausgeblieben?"

„Ist mein Gegner etwa erschienen?" gab er mir sehr kalt zurück, indem er sein Rothweinglas langsam an den Mund führte.

„Nein, aber . . . ."

„Nun, so habe ich ja nichts versäumt."

„Aber woher konnten Sie wissen, daß Lichtenberg uns im Stiche lassen würde?"

Jetzt blickte Dersekow mir voll ins Gesicht, und mit dem spöttischen, schadenfrohen Ausdruck, der mich schon am Tage des Streites so tief gekränkt hatte, erwiderte er:

„Hätten Sie, mein Lieber, sich die Mühe gegeben, im Gothaer Almanach nachzuschlagen, so würden Sie ebenso

gut, wie ich, gewußt haben, daß der Reichsgraf von Lichtenberg nicht zum Duell erscheinen würde, da es augenblicklich nur noch einen einzigen Greis dieses Namens giebt, welcher am 17. August neunzig Jahre alt wird."

Girlitz und ich waren vernichtet, wie vom Donner gerührt!

„Uebrigens," fuhr Dersekow fort, sich immer auf unsere Kosten göttlich amüsirend, „hat Se. Erlaucht es vorgezogen, statt auf dem Wahlplatze zu erscheinen, den Expreßzug 8 Uhr 15 heute Morgen zu benutzen, um zu verschwinden."

Dann sagte er mir noch, daß er mir diese kleine Warnung sehr gegönnt habe, damit ich mich fortan vor fremden Abenteurern zu hüten lerne. Auch pries er sich sehr und war nicht wenig stolz darauf, den Schwindler rechtzeitig entlarvt zu haben, ehe dieser noch Gelegenheit gefunden, uns ernstlich zu schädigen: „denn," fügte er selbstgefällig hinzu, „seine Hotelrechnung hat er, wie ich höre, auf Heller und Pfennig beglichen."

Auf Girlitz schien indessen diese beruhigende Nachricht ihren Eindruck zu verfehlen; er saß zusammengeknickt da, wie eine niedergemähte Feldblume.

„Das will ich glauben," sprach er kläglich vor sich hin, „dazu hatte ich ihn ja reichlich in Stand gesetzt." Und nun erfuhren wir, daß der arglose Girlitz für seinen

vornehmen Freund am gestrigen Tage 10 000 Francs in seiner Bank erhoben hatte. Der Reichsgraf, von einer bestimmten Ahnung erfaßt, daß er nicht mit dem Leben davonkommen würde, hatte gewünscht, in einem so ernsten Augenblicke wenigstens allen seinen Verpflichtungen in dieser Stadt nachzukommen: der Baron wußte ja, daß er hier größere Einkäufe abgeschlossen, — und wer kann es sagen? vielleicht war er auch genöthigt, nach dem Zweikampfe schnell flüchten zu müssen. Girlitz stellte ihm seinen ganzen Kredit zur Verfügung und war nur schwer zu bestimmen gewesen, von dem Reichsgrafen einen Wechsel auf die entliehene Summe aufzunehmen.

Während wir noch den Fall besprachen, meldeten sich fortwährend griechische und jüdische Handelsleute, welche von der plötzlichen Abreise des vornehmen Kunden gehört und noch erhebliche Forderungen an ihn hatten. Girlitz versprach für Alles einzustehen.

Wir zogen uns nun in das Zimmer des Barons zurück, um uns unter dem Präsidium des weltklugen Dersekow ernstlich zu berathen. Wir kamen zum Resultate, daß die Angelegenheit für den Augenblick jedenfalls vertuscht werden müsse: sowohl Girlitz als ich schauderten bei dem Gedanken an den Eclat, wenn es bekannt würde, wen wir in die Gesellschaft eingeführt, wen Prinz Michael mit huldvollstem Wohlwollen ausgezeichnet! — Von einer Verfolgung war unter diesen Umständen selbstverständlich

durchaus abzusehen, und Girlitz erklärte sich bereit, alle Schulden zu bezahlen, welche der vermeintliche Reichsgraf etwa noch hinterlassen haben sollte.

Der Baron schien übrigens an diesem Abenteuer genug zu haben: er wünschte dringend, so bald als möglich unsere Stadt zu verlassen, und an einem anderen Orte die Rindviehzucht weiter zu studiren.

Wir wollten uns eben von dem unglücklichen Opfer des Reichsgrafen verabschieden, als auf einmal die Baronin ganz aufgelöst ins Zimmer gestürzt kam.

„Wissen Sie denn schon?“ rief sie aus. „Er ist abgereist!“

Wir senkten die Blicke und wußten nicht, was wir antworten sollten.

„Das ist ja garnicht möglich!“ fuhr sie ganz außer sich fort. „Ein Mensch von seiner Welt, von seinen Manieren, so — ohne ein Wort des Abschieds ....“

Sie wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Der Kellner brachte einen Brief ohne Aufschrift „für Nummer 52.“

Frau Marfa warf sich darauf. Wir sahen es deutlich in ihrem Gesicht, sie war überzeugt, daß dies seine Entschuldigung, sein Abschiedsgruß sein müsse! Mit zitternden Fingern riß sie das Couvert ab, — einen Augenblick später lag sie halb ohnmächtig in einem Fauteuil.

Das verhängnißvolle Billet, das ihren Händen entsunken war und das ich aufhob, wies folgenden Inhalt auf:

3 Bouquets à 20 Francs . . .	60	Frcs. —	Cent.
4 Boutonnières	7	„ 60	„
1 Schulterbouquet aus Orchideen	100	„ —	„
Summa	167	Frcs. 60	Cent.

Erloschen.

Roman aus der Petersburger Gesellschaft.

von

Boris von Bielsky.

Klein 8°. 240 Seiten. Preis 3 Mark.

Aus den Urtheilen der Presse.

„Der Verfasser, der sich offenbar hinter einem Pseudonym verbirgt, hat das vorliegende Buch in einer schwungvollen Vorrede dem Grafen Tolstoi gewidmet und kennzeichnet so im Vornherein seinen litterarischen Standpunkt. Seine Arbeit ist weniger ein Roman als ein Sittenbild aus jener vom Materialismus und Pessimismus gleichermaßen durchsetzten und beherrschten russischen, insbesondere Petersburger, höheren Gesellschaft. Er kennt seine Leute und weiß sie treffend und lebenswahr zu schildern. Wirkungsvoll heben sich die Figuren des Helden und der Heldin seines Buches: des Grafen Jagailow und der Frau Lubowj Baturin von den übrigen ab. Für den alles negirenden, über alles seinen bitteren, weltverachtenden Sarkasmus ergießenden Skeptizismus des einen und die ursprüngliche Frommgläubigkeit und Seelenreinheit der anderen hat der Autor die richtigen Töne gefunden und mit großer Feinheit das Voneinanderangezogenwerden dieser beiden so ungleichartiger Naturen und die daraus entspringenden seelichen Konflikte geschildert.

„Deutsches Wochenblatt“, 15. Januar 1891.

„Wie in vielen in der russischen Gesellschaft spielenden Romanen, mögen sie von Russen oder von fremden Kennern dieser Gesellschaft geschrieben sein, spricht sich auch in diesem tiefe Unzufriedenheit mit dem Bestehenden aus. Man sieht, wie eine eigene Art weltschmerzlicher Zerrissenheit, ein Gefühl der Übersättigung und Überlebtheit diese Gesellschaft durchdringt, und wo diese am glänzendsten ist, da am meisten. Diese Romane sind mehr kulturgeschichtliche Symptome, als dichterische Werke, obwohl Bielsky zugleich ein gewandter Erzähler ist und den Dialog, der den nichtigsten Dingen für einen Augenblick Werth giebt und die ernstesten nur streift und doch würdigt, mit Virtuosität handhabt.“

„Vossische Zeitung“, 3. September 1890.

Bielsky, Boris

Glück Roman aus der heutigen Gesellschaft

Berlin 1891